

Daheim



Taschenkrebs mit den Tierstöcken des Seemooses bewachsen

Die überaus zierlichen Polypenstöckchen gingen aus den kleinen freischwimmenden Jugendstadien des Seemooses hervor, die sich auf dem Panzer des Taschenkrebses festsetzten

Aufnahme eines Präparates der Staatlichen biologischen Anstalt auf Helgoland. (Phot. F. Schensky)

Schriftleitung des Daheim in Berlin W. 50, Tauentzienstr. 7b. Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Anzeigen-Annahme: Velhagen & Klasing's Anzeigenverwaltung, Abteilung Daheim, Leipzig C 1, Hospitalstraße 27 ♦ Wöchentlich eine Nummer. Preis monatlich 2 G.=M., Einzelnummer 50 Pf., zuzügl. ortsüblicher Zustellungsgebühren



„---Verblassen?

nein, gnädige Frau,

das ist bei diesem Stoff nicht zu befürchten, er ist ja indanthrenfarbig!

Die Farbechtheit eines solchen Gewebes ist unübertroffen; es gibt nichts Besseres!

Achten Sie bitte beim Einkauf von Stoffen und Garnen aus Baumwolle, Kunstseide oder Leinen auf die bekannte Indanthren-Schutzmarke.

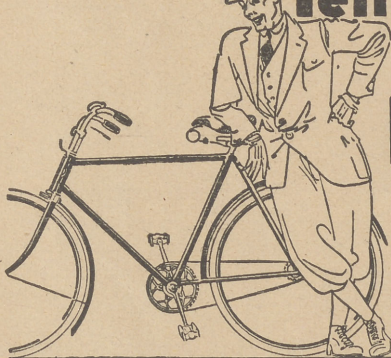
Jedes gutgeleitete Textilwarengeschäft führt indanthrenfarbige Waren.



Auch gegen Teilzahlung

erhalten Sie ein

Presto
* Fahrrad. *



*Es ist
allerbeste Qualität,
zu billigstem Preis.*

Verkaufsstellen werden nachgewiesen durch die
„Prestowerke“ Aktiengesellschaft, Chemnitz 21.

Bei Erkältung altbewährt
**Dr. Sandow's künstliches
Emser Salz
Dr. Sandow's Pastillen**
mit und ohne Menthol
Man verlange ausdrücklich „SANDOW“.

**J. A. Henckels
Zwillingswerk - Solingen**
Stahlwaren 1^a Qualität
und im besonderen: „Noxida“-Messer (nicht rostend)
mit bestem Schnitt aus eigenem Stahlwerk.
Hauptniederlage: Berlin W 8, Leipziger Straße 117/118.
Eigene Verkaufsniederlagen:
Köln a. Rh., Dresden-A., Frankfurt a. M., Hamburg, München, Wien I, Paris.

Strickt und
SCHMIDT

Beste Qualitäten. Schöne echte Farben.
J. G. Schmidt jun. Söhne A. G.



häkelt nur mit

WOLLE

Prima Kammgarne. Überall erhältlich.
Altenburg-Kottwitz i. Thür.

Dahheim



64. Jahrgang. Nr. 20

11. Februar 1928

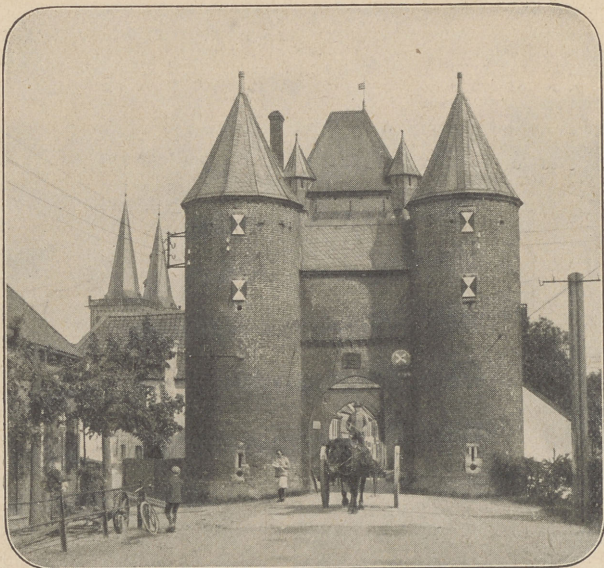
Aus der Zeit für die Zeit



Der Quellenfinder von Glauchau.

Der Wünschelrutengänger R. Klein aus Rötten suchte mit der Metallrute für die Stadt Glauchau in Sachsen diese Quelle, die aus 122 m Tiefe täglich mehr als 3000 cbm Wasser gutage fördert. Die vorher unternommenen Bohrerfolge der Gemeinde waren vergeblich. (H. Groß.)

Nachdruck verboten.



700-Jahrfeier der Stadt Xanten am Niederrhein.
Das Kleeetor von 1394. (Photothek.)



Winterrennen in Garmisch-Partenkirchen.
Das große Feld der Traber im Eröffnungsrennen kurz nach dem Start.
(P. Lamm.)



Ein neues fahrradähnliches Rodelgerät,
das eine Stundengeschwindigkeit von 80 km erreicht. (C. Fernstädt.)



Grüne Woche Berlin 1928.
Ein Musterkubistall auf der landwirtschaftlichen Ausstellung. (H. Sennede.)



Aus dem „Haus des Tanzes“ in Berlin.
Szene „Chaotische Ballung“ aus der Tanzschule Trumpp-Skoronel.
(Photothek.)



Fasching!
Umzug in den überlieferten Trachten und Holzmästen in Bellingen im Schwarzwald.



Kunstläuferpaar
bei einem Kostümfest auf dem Eise
in St. Moritz.
(W. Wislmann.)

„... und Jonny spielt auf!“ Von W. Kleefeld.

Ist eine Musikschlacht gewonnen? Ist ein neuer Diktator entstanden? So geht die Frage durch die Reihen der Kunstfreunde. Kreneks Oper „Jonny spielt auf“ hat einen Kampf der Meinungen entfacht, der auch die Fernstehenden in den Kreis der Parteien zieht. Neugierig drängt sich das Publikum zu dem Werk; denn die Oper beschäftigt die Sinne. Es reizt der Bühnenvorgang, die Welt, die sich hier spiegelt. Es reizt der musikalische Vorgang; die Wirkung, die er auslöst, verlangt Beachtung und Bewertung. Es reizt endlich die Persönlichkeit des Text- und Lieddichters, der plötzlich in den Mittelpunkt gerückt ist.

„Jonny“ hat vom ersten Augenblick seines Erscheinens gefesselt. Er hat Sympathien und Antipathien erweckt. Die Zeit in all ihren Besonderheiten und Widersprüchen spiegelt sich in den Bildern der Oper, in der Person des Jonny-Komponisten.

Ernst Krenek, heute 27 Jahre alt, hat schon früh von sich reden gemacht. Seit Jahren kehrt sein Name auf den Konzertprogrammen wieder. Eine reiche Auslese an Kammermusik- und Symphonie-Werken hat er geschrieben. Überall deutet sich die Urwüchsigkeit der Tonsprache, die Eigenwilligkeit der Gedanken an. Großen Eindruck machte sein Bühnenwerk „Die Zwingburg“. Ein trotzig pochender Rhythmus stapft über die Szene. Drängt alles zurück, behält das Letzte, das entscheidende Wort. Mochte man dem Werk keinen Ewigkeitswert zuerkennen, es sprach daraus eine kräftige Persönlichkeit. Und weiter drang Krenek auf der Szene vor. Nach Zwischenarbeiten von weniger eindringlicher Sprache kommt nun sein „Jonny“. Und blitzartig erleuchtet sich der Weg seines Werdens, von den frühen Quartettäußerungen über die „Zwingburg“ zum Gegenwartsdrama. Überall fühlt man den Puls der Zeit, den Drang zur Zeitgestaltung.

Hellhörig lauscht Krenek dem inneren Widerspiel des äußeren Geschehens. Seine Kunst sucht die Verbindung der Welten. Seine Geschäftigkeit hält seiner Vielseitigkeit die Wage: er ist sein eigener Textdichter. Solche Begabung ist nicht zu unterschätzen. An dem Textbuch besticht vor allem das Tempo, der große Zug. Die neue Zeit stürmt in wildem Rhythmus daher. Sie kennt nicht Bescheidenheit, Erinnerung. Ihr ist Leben: Kampf.

Zwei Fäden schlingen sich zu einer lose gefügten Handlung zusammen. Ein ideal gerichteter ernster Künstler hat eine Oper komponiert, er hofft für sein Werk und für die Primadonna der Oper, seine Braut, den Sieg. In der Hauptstadt soll die Aufführung den Lorbeer bringen. Die Welt des Sinnentaumels aber, von Jonnys wilder Macht getrieben, kreuzt dort den Weg der edlen Kunst. Die Braut unterliegt der Lockung, der liebende Lieddichter bricht zusammen. Im Gegensatz zu dem Reich der Ideale tritt der Reger Jonny auf den Plan. Nach seiner Jazzmusik dreht sich alles, im Tanzsaal, in der Hotelhalle, hoch und niedrig, Arm und reich. Er herrscht über viele, er will sich alle untertänig machen. Er ist neidisch auf die Erfolge des Geigers. Er stiehlt ihm die Geige. Und nun treibt ihn die Anrauschung mit dem geraubten Instrument durch die Lande. Im Zickzack huschen blitzartig die Geschehnisse vorüber. Zum Schluß hat sich Jonny die Welt unterjocht, und diesen Sieg des Farbigem über die Weißen muß man ablehnen.

Wir erfahren den Hergang nicht in einem logisch gefügten Textbuch. Wir erleben nur Momentbilder, die ein Drama andeuten. Und sprunghaft wie das Buch ist auch die Musik, in ihrer Vielgestaltigkeit, ihrer Uneinheitlichkeit. Die

wechselnden Scharen und Schichten der Gesellschaft reden nicht in gleichem Stil. Sie mischen die Stile aller Klassen zusammen, so bunt und farbig, wie sie das moderne Leben zeigt. So ergibt sich ein Nebeneinander, kein Miteinander in der Musik. Nur die Gewalt des Geschehens weiß dies zächtige Nebeneinander scheinbar in eine Linie zu zwingen. Plagen im Leben unserer Tage nicht ähnlich die ringenden Kräfte aufeinander? Stehen nicht die Sprach- und Gefühlseigenheiten von unzähligen Zeitgefährten fremd nebeneinander, ohne sich zu einer höheren Einheit zu erheben? So nimmt Krenek das Recht, nein, die Pflicht auf sich, die scheinbare Stillosigkeit, die Stillosigkeit zu erweisen.

Er steht mitten im Leben, das er einfängt, das er in all seinen Widersprüchen vor unser Ohr bringt. Der Dramatiker hält der Mitwelt den Spiegel vor. Es spricht für die Allgemeingültigkeit einer Kunstauffassung, wenn so viele ihr eigenes Antlitz erkennen.

Krenek ist traditionslos, will es sein, um aus neuen Kräften eine neue Tradition zu schaffen. Wird er stark genug sein, diese Aufgabe zu erfüllen? Sein Wille ist gewaltig. Seine Jugend erhöht sein Selbstvertrauen. Soll man die Jugend schmähen? Lassen wir den jungen Stürmer und Selbstherrscher kämpfen um die Macht seiner Kunst.

In einem geistlichen Negerlied (Negro-Spiritual) schreit Jonny seinen Triumph in die Wolken. Hier zaudert Krenek keinen Augenblick, eine musikalische Anleihe zu machen — wie er auch vorher Marschner, Wagner, Verdi und Puccini zu Hilfe ruft, so oft er sie braucht. Er tut es nicht heimlich, versteckt. Er pocht auf das Recht des Nachfahren, das Ererbte zu nützen. Wir bewegen uns in einer Übergangszeit. „Alles fließt“. Was gestern angebetet wurde, wird heute verworfen. Der unselbstständige Urteiler sieht das ganze Gebäude wanken. Alle die Versuche um die „neue Sachlichkeit“, die ja in allen Künsten, wie auch im Leben ihr Wesen treibt, umspielen auch diesen Bau.

Mit kühler Ablehnung „Jonny“ ist nichts getan. Man muß sich mit den Problemen auseinandersehen. Hier ist eine Begabung am Werk, eine Bühnengabe, die zum Auf-

hören zwingt. Alle motorischen Kräfte sind aufgeboten. Es laufen die Wellen durch den Äther. Flugzeug, Lautsprecher, Auto, Kino, alles muß Hilfsdienste leisten. Der Sachlichkeitsmensch läßt keine Hemmungen gelten.

Die Wunder durchleuchten die Welt des Scheins. Denn „Schein ist alles“. So lautet Jonnys Moral. Sieger bleibt, wer sich über den Schein der Größe hinwegsetzt. Wahre Kunst behält ihre Macht nur vor Gleichgesinnten. Der Strudel der Moderne verschlingt sie. Der Strudel der Moderne treibt die Scheingrößen an die Oberfläche, gibt ihnen Macht, Willen, Sieg. Und in diesem Zeichen ersteht die Oper Kreneks. Mag man im einzelnen seine Einwendungen machen. Mag man das allzu lose Gefüge der Handlung tabeln, mag man das Stilgemisch der Musik beanstanden — die wilde Jagd der Gefühle spiegelt die Wirren der Zeit wider.

„Jonny spielt auf“ ist ein Dokument, ein vergängliches Dokument des vergänglichen Lebens unserer Zeit.

Worum geht also schließlich der Streit? Ist das Werk so grandios, daß das Publikum es nicht versteht? Ist es so schlecht, daß der gebildete Mensch sich entrüstet? Mehr als ein Duzend Bilder tollen wie in einer Revue an uns vorüber. Zum Schluß werden wir in eine richtige Bahnhofshalle geholt; die erleuchtete Riesenuhr kündigt die Stunde der Gefahrt. Der Neger schwingt sich hinauf; er meistert die Zeit. Er fiedelt seine Tanzrhythmen nach allen Himmelsrichtungen. Dem Taumel der Glieder weicht alles ernstere Streben. Die Materie siegt über den Geist.

Der Streit geht um die Zukunft Europas. „Es kommt die Neue Welt übers Meer gefahren mit Glanz und erbt das alte Europa durch den Tanz.“

So lautet die drohende Warnung Kreneks. Europa wird enterbt. Durch die Zügellosigkeit des Negerwillens.

Die Bahnhofsuhr wandelt sich zur Weltkugel. Überall drängt sich das grinsende Negergesicht auf. Überall reißt Jonny die Führung an sich.

Ist es Abkehr? Ist es Schicksal? Europa, sei auf deiner Hut!

Sport und Kunst. Von Hugo Rubsch.

Mit fünf Abbildungen nach Radierungen von Jul. C. Turner aus dem Kunstverlag Umsler & Ruthardt, Berlin W 8.

Als im März vorigen Jahres die Berliner Sezession zum ersten Male mit einer großen Sportbilderschau vor die Öffentlichkeit trat, konnte diese Ausstellung nur als ein gut gemeinter Versuch gewertet werden. Ein „Ereignis“ ist sie nicht gewesen. Bekannte Künstler — vom schmissigen Impressionisten bis zum sanften Idylliker, vom ernststen Bildnispezialisten bis zum phantastischen Symbolisten — hatten sich mit dem „Thema“ Sport auseinandergesetzt. — Selbst weiche, lyrische Naturen und ausgesprochene Landschaftler hatten sich zum Sportbild aufgeschwungen. Und das Ergebnis ist in vielen Fällen eine recht problematische Angelegenheit gewesen: zwiespältige Kunstwerke, denen der Sport nur als Aushängeschild diente.

Die meisten dieser Sonntagsportmaler hatten eines nicht bedacht: zum Sport muß auch den schaffenden Künstler mindestens eine Neigung führen. Mit reiner „Sachlichkeit“ allein ist's nicht getan.

Auch der Laie, der den Sport so oder so „erleben“ will, muß diese „Neigung“ mitbringen. Sie drückt sich manchmal sehr deutlich in der Begeisterung für den Sport aus, die gelegentlich im Tempo

der Rekordzahlen steigt. Die Sportbegeisterung gehört heute zum guten Ton, sie ist eine Mode, aber sie ist doch mehr, wenn man ihre Grundmotive erkennt, wenn man ihren Kern erfasst und von den Auswüchsen abzieht, die diesen Kern oft verdecken.

Welche Bedeutung der Sport bei den einzelnen Kulturen erlangt hat, braucht man heute nicht mehr dem weltfernen Spießer klarzumachen. Der brave Bürger rechnet sofort: Aha, die Besten von jeder Sportart treten mit den Besten der anderen Nationen zum Wettkampf an. Daß die Besten durch Rekordkämpfe ausgewählt werden, weiß er längst; er ist selber vielleicht nicht ganz unbeteiligt an solchen Rekordkämpfen. Er sitzt fern vom Schuß, hat aber um manche Sekunde gebangt, die Pelzer verlor, um manchen „Zehlschlag“ Breitensträtters „gezittert“. — Ein Glück ist es für den Sportsfreund, wenn er noch nicht vom Rekordwahn befallen ist. Gewiß, der Rekord gehört zum Sport, doch er kann auch sein Tod sein; er kann das Beste verdrängen, kann den Sinn des Sports verfälschen.

Sport ist doch in allererster Linie Leibesübung; er

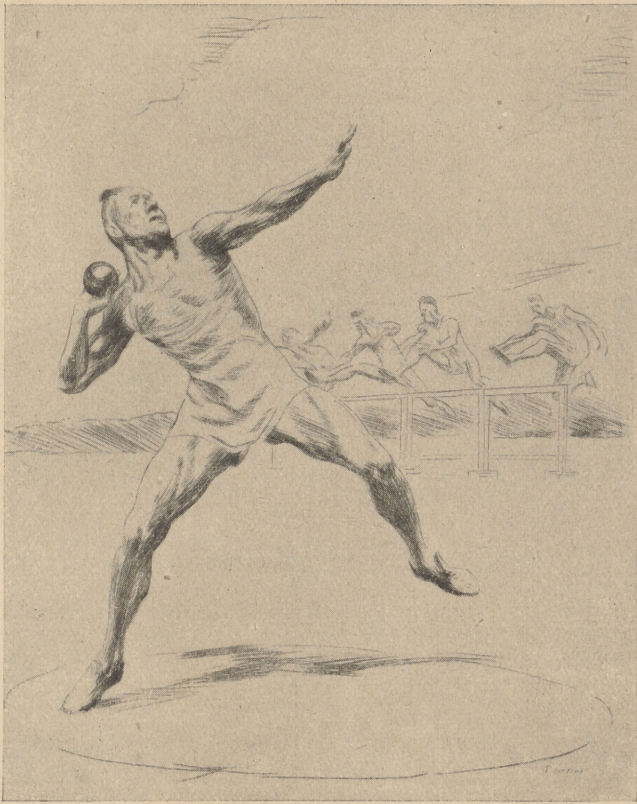


Tennis.

ist ideal verwirklicht, wenn er aus reiner Freude an der Übung betrieben wird, aus echter Neigung, den Körper zu bilden, geschmeidig und widerstandsfähig zu machen. Jeder vernünftig betriebene Sport dient diesem Ziel und damit dem Körper und dem Geist.

Auch der Künstler, der den „Stoff“ zum Vorwurf nimmt, darf sich nicht nur von seinen „Sensationen“ einfangen lassen. Denn der Künstler kann und muß mit seinem Werk „beständigen“, daß Sport eben Körperkultur ist.

Auf der Sezessionsausstellung wurde es jedem Kundigen



Kugelstoßen.

deutlich, daß das Verhältnis der heutigen Kunst zum Sport meistens locker und zufällig ist. Gewiß, auch Künstler der Gegenwart werden von dem „Stoff“ unbändig gereizt. Bezeichnenderweise sind es vor allem die reinen Impressionisten, denen es um die Bewegung geht, um den Kampf, um den Augenblick der höchsten Spannung. Auch sie suchen ja die Sensation, doch sie wollen auch das „Wesen“, das sie eben im Ausdruck der höchsten Spannung fühlen und erkennen. Diese Künstler kommen dem Ideal des Laien und des Fachmenschen (des Sportsmannes) am nächsten, weil sie sich immerhin bemühen, sachlich zu sein, „richtig“ zu sehen, weil sie den Sport nicht stilistisch oder symbolisch verbrämen wollen.

Das Bewegungsproblem ist ja eines der allerschwierigsten in der Kunst, und wer jemals vor dem Reiterfries des Parthenon gestanden hat, weiß, daß die Griechen es ideal gelöst haben. Sie wußten um das Geheimnis des Rhythmus, sie blieben nicht bei der „Impression“ hängen. Der Künstler der Gegenwart ist in der Regel vom Moment besessen. Und ist er begabt genug, den Moment zu „veredeln“, ihn aus der Starrheit, in der er gefangen sitzt, herauszuschälen, dann ist er zum Darsteller des Sports schon einigermaßen vorbestimmt.

An den Radierungen von Jul. E. Turner wird dem Betrachter sofort klar, daß dieser Künstler sich die Aufgaben nicht gerade leicht macht: er will den spannendsten, bewegtesten Moment festhalten. Er weiß, daß die Radirnadel das gefügigste Werkzeug dafür ist. Die zarte Linie ist ja selbst bewegt und befreit so leicht von allem Nebensächlichen.

Turner ist ein scharfer und unbestechlicher Beobachter. Doch er „komponiert“ auch: er greift den wirksamsten, den schönsten, den idealsten Moment heraus, und er erlöst ihn aus seiner Härte und Starrheit. Bei der Tennisspielerin fühlt man nicht nur die Spannung, die in der Erwartung des Balles liegt, sondern auch die Bewegung des ganzen Körpers. Der Kugelstoßer ist geradezu gefüllt mit Spannung. Die Fußballspieler haben einen ihrer „dramatischen“

Momente. Der Marathonläufer ist am Ende; das Letzte zwingt er dem Körper ab, um als erster durchs Seil zu schießen. Beim Hürdenlaufen aber wird am besten sichtbar, wie geschickt Turner Landschaft und Gerät in die Bewegung einbezieht. Die Baumgruppe im Hintergrund und die Schatten der Hürden laufen in ihren zarten Strichen mit den Beinen der Hürdenspringer parallel. Hier hat der Künstler ganz bewußt die Kraft des Rhythmus ausgenützt und so den Moment aus seiner Zufälligkeit ins Wesenhafte hinübergerettet.

Dieser Weg aus dem Zufälligen ins Wesenhafte, aus dem Einmaligen-Mechanischen ins Werden-Organische ist für den Künstler eben nur möglich, wenn er von vornherein auf einen Abklatsch der Wirklichkeit verzichtet. Gerade bei der Darstellung sportlicher Betätigung wird der trockene Realist am ehesten versagen. Die Ungeistigkeit seiner Arbeit wird zu leicht offenbar. Die Griechen sind da noch immer die nicht übertroffenen Vorbilder. Sie wußten nicht nur um das Geheimnis des Rhythmus, sie verstanden es auch, eine Reihe flüchtiger Momente zu einem einzigen zusammenzuschweißen. Ob wir an den Parthenon-Fries denken, den berühmten Diskuswerfer des Myron oder an „bewegte“ Vasenbilder: niemals werden wir an diesen Werken das Starre, Unbewegliche, Tote entdecken.

Als die Momentphotographie erfunden wurde, schrieb der Radierer Karl Stauffer-Bern eine bittere Klage in sein Tagebuch: „O deutsche Kunst, was ist aus dir geworden! . . . Deine blauen Augen, die Spiegelfenster deiner Seele, haben



Fußball.

sie ausgestochen und den Hunden vorgeworfen zum Fraß; in die leeren Höhlen haben sie dann eine Maschine eingesetzt, die sie Momentapparat nennen, und, Vater vergib ihnen, womit sie glauben, die Sterne reichlich ersetzt zu haben, welche du vom Himmel brachtest in deiner Barmherzigkeit, um unsere Finsternis ein wenig damit zu erhellen.“ Stauffer-Bern würde auch heute noch im Kopf mancher Künstler den Momentapparat erkennen.

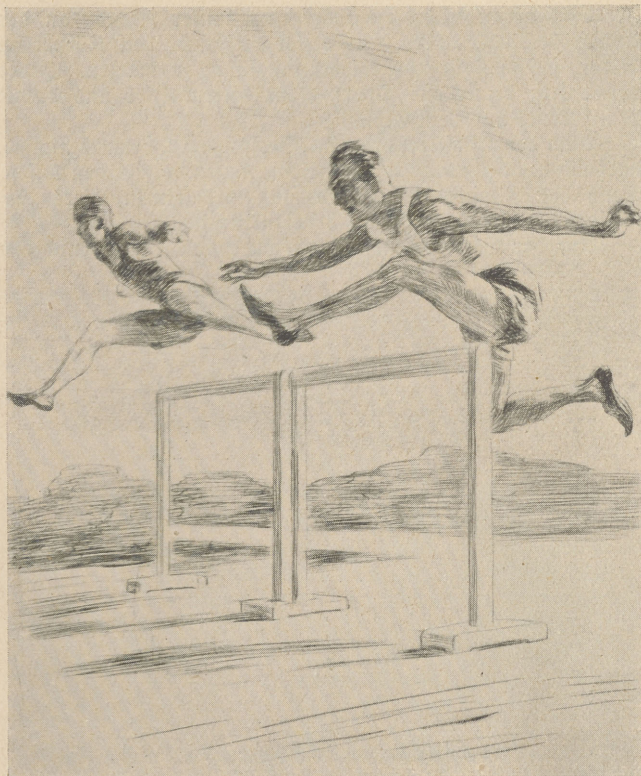
Die starre Photo-Linse verzeichnet, sie gibt eine Perspektive der Gestalt, sie schmiegt sich nicht, wie das menschliche Auge, den Entfernungen nach ungeschriebenen Schönheitsgesetzen an. Man sagt: die Photo-Linse lügt nicht, sie allein zeigt die Wahrheit, unser Auge dagegen betrügt uns. Es steckt hier etwas Richtiges dahinter, aber, wenn wir selbst zugeben, daß uns unser Auge betrügt, ist es nicht ein holdes Wahn, der verschönt? Und hat die Kunst nicht in allererster Linie die Pflicht, diesem Wahn zu folgen, weil sie doch Schönheit schaffen soll?

Was ist nun das Schöne im Bilde des Sports? Sicher



Marathonlauf.

nicht der Rekord, der den Menschen bis zum letzten aus-
pumpt, sicher nicht der ermattete und erschlafte Sieger, der
seine letzte Kraft hergab und nun nur noch ein Zerrbild
seiner selbst sein muß. Das Schöne ist der edelgewachsene
Mensch, der sich noch im Vollbesitz seiner Kraft befindet, ist
die Bewegung, die er leicht und beschwingt auszuführen ver-



Hürdenlauf.

mag, so leicht, daß wir sie bewundern und uns an ihr
freuen.

Und hier ergibt sich das schöne Bild, das den Künstler
des Sports festhalten soll, denn er schafft, um zu erfreuen,
wenn er ein Künstler und nicht ein Bronze einer ihm ein-
getrichterten oder von ihm gesuchten Morderichtung ist.

Phantasie und Wirklichkeit. Zum hundertsten Geburtstage Jules Vernes.

Von Fedor von Zobeltig.

Anfang der siebziger Jahre, als ich noch ein blonder
Jüngling war, stand das nun längst vom Erdboden ver-
schwundene Viktoria-Theater in der Münzstraße in seiner
Blütezeit. Schon unter der Direktion des Herrn Cers, eines
bekannten Berliner Originals, beherrschte das sogenannte
Ausstattungsstück das Repertoire dieser Bühne. Man gab da
Märchen und Feerien mit prunkvollen Balletts, Massen-
aufzügen, Kulissenzauber und allen möglichen szenischen
Tricks, die uns heute schon veraltet dünken würden, damals
indes viel bewundert wurden. Auch der Nachfolger Cers,
Direktor Hahn, hielt an der Spezialität des Theaters fest,
versuchte aber, das Ausstattungsstück aus buntem Unsinn
und einer ungemein törichten Geister- und Gespensterwelt auf
realeren Boden zu heben und an die Stelle unbegrenzter Un-
möglichkeiten eine gebändigte Phantasie zu setzen. Das ge-
lang ihm zunächst und am besten mit dem Schauspiel „Die
Reise um die Welt in achtzig Tagen“, einer Bildrevue, die
sich von den zucht- und geschmacklosen Revuen unserer Zeit
vor allem dadurch unterschied, daß ihr ein höchst interessantes
dramatisches Gefüge zugrunde lag. Dies Reisetagebuch wurde
viele hundertmal hintereinander gegeben, auch später wieder
aufgenommen, und machte in Deutschland mit einem Schlage
einen französischen Schriftsteller bekannt, den man in seiner
Heimat bereits schätzen gelernt hatte: Jules Verne,
nach dessen gleichnamigem Roman zwei gewandte Drama-
turgien das Schauspiel bearbeitet hatten.

Jules Verne, der am 8. Februar 1828 zu Nantes ge-
boren war, kürzlich also seinen hundertsten Geburtstag hätte
begehen können, hatte ursprünglich die Rechte studiert, sich
indes schon frühzeitig den Naturwissenschaften zugewandt,
denen er auch seine Erfolge auf dem Gebiete des Romans zu
danken hat. Der phantastisch-naturwissenschaftliche Roman
galt damals, nachdem die „Utopien“ der Älteren in Ver-
gessenheit geraten waren, für eine völlig neue Gattung und
war es auch insofern, als Verne es glänzend verstand, posi-
tives Wissen in ein farbiges Gespinnst reizvoller Phantastik
zu verstricken. In seinem ersten Roman „Fünf Wochen im
Ballon“ (1862) verzichtete er zwar noch auf allzu romantisches
Beiwerk, aber dann stieg sein Pegasus immer höher in den
Weltenraum, stieg in die Tiefen der Meere und der Erde,
auch in Reiche des Unendlichen. Er machte das sehr ge-

schickt. Er verband mit dem Faden seiner poetischen Fiktion
stets eine achtbare Fülle von positiven Kenntnissen, die er
aber nach eigener Fassung knetete, so daß sich die Tatsächlich-
keiten schließlich in Wunder verwandelten. Oder so gesagt:
er knüpfte an ein unanfechtbares Tatsachensystem an, und auf
ihm erhob sich dann das luftige Gerüst seiner Phantasie, auf
dem die Ziffer Eins im Handumdrehen zu einer Billion
wurde, das zugrunde gelegte Faktum zu einer Wahrscheinlich-
keit, die Wahrscheinlichkeit zu einer reizender Umtkleidung des
Unmöglichen.

Nun ist es eine eigene Sache mit der Phantasie. Wenn
sie, selbst nur von fernher, von ästhetischen und logischen Ge-
setzen geleitet wird, braucht sie nicht immer Wirklichkeits-
widrig zu sein. Sie kann auch wahrhaft schöpferisch wirken.
Wie sehr die Schöpferkraft der Phantasie — ganz abgesehen
von den Erzeugnissen der ausübenden Kunst — namentlich
technischen Entdeckungen vorausseilen kann, ehe diese logisch
durchprüft und begrifflich fixiert werden, ist oft erwiesen
worden. Ein ähnliches „Vorahnungsgefühl“ in der geistigen
Tätigkeit, das neue Kombinationen der Kräfte in neue Ge-
dankenbeziehungen bringt, finden wir auch bei Jules Verne.
Sein berühmter Roman „20 000 Meilen unterm Meere“ spielt
fast ausschließlich in dem elektrisch betriebenen Unterseeboot
„Nautilus“ des geheimnisvollen Kapitäns Nemo und schil-
dert eine an Überraschungen und Wundern überreiche Fahrt.
Nun wurden kleine Tauchboote zwar schon im amerikanischen
Unabhängigkeitskriege gegen nordstaatliche Panzerschiffe er-
folgreich verwandt und auch vorher waren bereits, meist
freilich mißglückte Versuche mit Unterwasserbooten gemacht
worden. Aber Vernes „Nautilus“ nähert sich doch schon dem
damals noch gar nicht bekannten modernen Typ submariner
Schiffe, und seine praktisch-elegante Ausgestaltung als Ver-
gnügungs- und Forschungsschiff kann recht wohl Möglichkeiten
der Zukunft streifen. In einem anderen Roman „Die Pro-
peller-Insel“ lassen sich amerikanische Milliardäre ein gigan-
tisches Fahrzeug erbauen, mit raffiniertem Luxus aus-
stattet, das sie, Sturm und Wetter trotzend, in köstlicher Be-
haglichkeit durch alle Meere führt: ein Vorbild für die
modernen Ozeanriesen. In seinen Ballonfahrten erobert er
den Nordpol, in der „Reise nach dem Mittelpunkt der Erde“
dringt er tief in das Innere unserer Weltkugel ein: sicher

auch ein Zukunftsbild, wenngleich mit ausschweifender Phantastik gefärbt — er findet schließlich sogar versinktutliches Getier und Armen in der Nähe des feuerflüssigen Kerns.

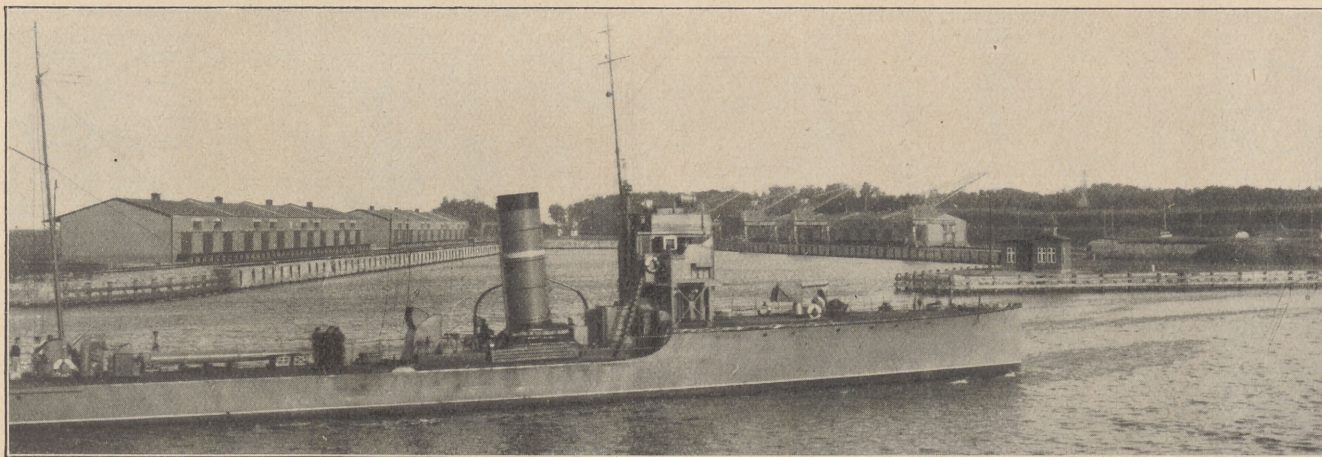
Am meisten gelesen von seinen Romanen wurde wohl seine abenteuerliche Hochfahrt in und um den Mond. Diese wunderliche Geschichte hat mir auch einmal einen Brief von Jules Verne eingetragen. Aus Anlaß eines literarischen Streits fragte ich bei ihm an, was ihn zu diesem Zweibänder wohl angeregt haben könne. Ich riet auf Francis Godwins 1638 erschienenen Roman „The Man in the Moon“, den F. Baudoïn in das Französische übersetzt und unser alter Grimelshausen in seinem „Liegenden Wandersmann nach dem Mond“ verdeutscht hat — riet auch auf den in Frankreich vielgelesenen Edgar Allan Poe und seine ulkige Erzählung von „Hans Pfaals Mondfahrt“. Aber ich traf nicht das Richtige. Verne schrieb mir in einem sehr liebenswürdigen Briefe aus Amiens zurück (in Amiens starb er auch im März 1905), er habe sich mit der Idee lange beschäftigt, habe zunächst an eine Flugschiffahrt nach unserem Planeten gedacht, in Anlehnung an einen Mondroman von Cyrano de Bergerac, dem Poeten mit der ungeheuren großen Nase, sei dann aber auf den Gedanken verfallen, den Mond durch ein Geschloß zu erreichen. So beginnt denn auch dieser Roman sozusagen auf einer wissenschaftlichen Basis, auf scharfsinnigen Berechnungen, die sich erst im Laufe der Erzählung ins Fabulöse verflüchtigen, als Menschen sich in der riesenhaften, von sechs Milliarden Liter Gas getriebenen Hohlkugel in die Luft schießen lassen, um dann durch einen schweifenden Boliden von ihrer regulären Bahn abgelenkt zu werden. Die Menschen gelangen also nicht in den Mond, wie später bei dem Engländer H. G. Wells, einem Nachahmer Vernes, aber noch geistreicheren Erfinder, der auch Satire in seinen Scharfsinn zu mischen versteht, und wie bei dem Polen Zulawski, der in seinem Roman „Auf silbernen Gefilden“ immerhin in der Linie geographischer Forschung bleibt.

Dem Mondroman ließ Verne eine „Reise durch die Sonnenwelt“ folgen, nur mit weniger Glück, die verrückte Geschichte eines ins Uferlose geratenen Zabelpinner, ausgehend von der Grundidee, daß eines Tages ein Komet die Erde „gestreift“ und ein Stückchen von ihr abgerissen habe, das nun mit einem Häuflein Menschen als selbständiges Gestirn durch den Weltraum kreist.

Wie die „Reise um die Welt“, die in Salingrès lustiger Pöffe „Die Reise durch Berlin in achtzig Stunden“ ein lokales Gegenstück fand, sind auch weitere Romane von Verne dramatisiert worden, so der Mondflug (mit Offenbacher Musik), ferner die sehr unterhaltenden „Kinder des Kapitäns Grant“, „Der Kurier des Zaren“, „Die geheimnisvolle Insel“ und andere. In der „Geheimnisvollen Insel“ nimmt Verne das alte Robinson-Thema nach seiner Art auf, er läßt fünf amerikanische Kriegsgefangene in einem Luftballon flüchten, auf einer noch unentdeckten Vulkaninsel scheitern und hier, fern der Kulturwelt, ein Dasein führen, das auf der „Umwertung“ aller möglichen Errungenschaften der Neuzeit für das Leben von Menschen im Urzustande beruht. Von den „Abenteuern des Kapitäns Hatteras“ erzählt der Nordpolforscher Peary, daß der Eindruck der Erzählung entscheidend für seine Laufbahn gewesen sei, so stark wirkte die Lektüre auf ihn ein.

Die zahllosen Romane Jules Vernes sind freilich durchaus nicht gleichwertig. Phantastische Erzählungen, in denen die Erinnerung von außerordentlichen Geschehnissen zuweilen gequält erscheint, wecheln mit ziemlich langweiligen Familiengeschichten, oft wiederholen sie auch die typischen Figuren, der pedantische Gelehrte, der spleenige Engländer, der unkümmert leichtsinnige Franzose, der gutmütige Tolpatsh von Diener. Aber es genügt schon, daß man aus dem Gesamtwerk etwa zehn Bände herausheben kann, die ihn noch lange überleben werden — schon deshalb, weil sie das schwierige Problem der Unterhaltung in Verbindung mit immer anregendem Lehrstoff glücklich zu meistern verstehen.

Pulverfaß Westerplatte. Von Ernst Friedrich.



Polnisches Torpedoboot an der Westerplatte.

Wenn an einem hellen Februarmorgen die erste Fülle von Sonnenlicht durch das enge Krahntor in die schmalen Gassen von Danzig hineinschießt und die kleinen Schleppdampfer im Hafen den Mut finden, sich als starke Eisbrecher aufzuspielen, dann pflegen auch die Nordwestwinde des Frühlings nicht mehr lange auf sich warten zu lassen. Sie stauen das Wasser der Motlau mitunter so hoch empor, daß der Bohlengang an der Speicherinsel überflutet ist. Dann freuen sich die Danziger Buben, daß sie bald in der Breitgasse im Wasser planschen können. — Aber trotzdem ist es doch an der Danziger Langen Brücke und auf der Speicherinsel im Sommer am schönsten. Dann kommen und gehen die Schiffe im raschen Wechsel. Zuzeiten ist

kaum Platz genug für sie alle an den langen Bollwerken. Raum hat der englische Dampfer die Kaltetaue gelöst, so beeilt sich schon ein norwegisches Barkschiff, seine Stelle einzunehmen, und für die plumpen dänischen Rutter, die Bornholmer Pflastersteine gebracht haben und nun mit Kleie nach Rönne zurückkehren sollen, bleibt nur ein Platz in der zweiten Reihe übrig.

Die schönen Renaissancegiebel über den alten Häusern der engen Gassen erinnern an die erste Blüte des Danziger Handels im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges.

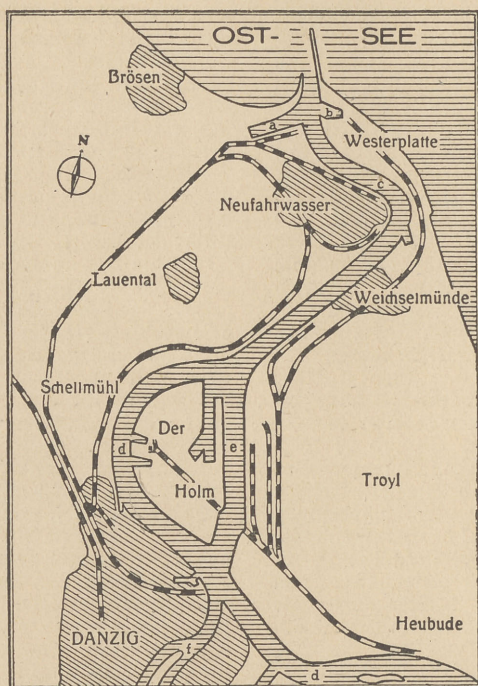
Auch heute noch ist der Seehandel die Grundlage der Danziger Wirtschaft. Als Ausfuhrware nimmt Holz die erste Stelle ein, danach sind zu nennen Getreide, Saat-



Der Eingang zum polnischen Munitionslager.

gut, Zucker, Naphtha, Textilien, Zement und Kohle.

Nördlich dem Hafenvorort Neufahrwasser vorgelagert ist die Halbinsel Westerplatte. Da das nach dem Weltkrieg neugeschaffene Polenreich zunächst keinen eigenen Seehafen besaß, wurde ihm bis zur Fertigstellung der Hafenanlagen von Gdingen die Westerplatte bei Danzig als Umschlagplatz für seine Zwecke zur Verfügung gestellt. Vor dem war Westerplatte das beliebteste Seebad für die Danziger Bürger. In schattigem Wald und an einem prächtigen Badestrand standen ein schönes Kurhaus und eine schmucke Villenkolonie. Dieses Idyll ist verschwunden. Der Wald ist abgeholzt, die einhundertundzwanzig Häuser sind niedergerissen worden. Das hat zusammen mit den Baukosten für die polnischen Anlagen Ausgaben von 3½ Millionen Mark verursacht, von denen die geschädigte Stadt Danzig selbst die Hälfte zahlen mußte. Ein Munitionsbecken ist von der Weichselseite her in die Halbinsel hineingegraben worden, und um das ganze Gebiet von 400 Morgen Landfläche wurde eine hohe Mauer aufgeführt, innerhalb derer sich nun ein polnisches Munitionslager und eine polnische Wachttruppe unter Führung eines Majors befinden. Es ist selbstverständlich, daß dieses Munitionslager im belebtesten Hafenteil eine dauernde schwere Gefährdung der Sicherheit Danzigs und seiner ganzen internationalen Schifffahrt bedeutet. Nachdem Polen seinen Kriegshafen Gdingen, 15 Kilometer Luftlinie von Danzig entfernt, schon vor einiger Zeit völlig fertiggestellt hat, fällt jede Veranlassung für die Benutzung der Westerplatte fort,



Der Hafen von Danzig.

und Polen wäre verpflichtet, das Danziger Gebiet zu räumen und mit seiner Munition nach Gdingen zu ziehen. Hinzu kommt, daß das umfangreiche Munitionsbecken direkt gegenüber dem Freiboden für die Danziger Schifffahrt verloren ist und fast unbenutzt liegen bleibt, während die Stadt unter erheblichen Kosten bei Weichselmünde große Kai- und Hafenanlagen neu ausbauen muß, um den gestiegenen Massenumschlagsverkehr bewältigen zu können.

Die Frage der Westerplatte hat auf der letzten Völkervereinigung in Genf wiederum eine Rolle gespielt, ohne erledigt zu werden. Es ist ausdrücklich durch alle eingeholten juristischen Gutachten bestätigt worden, daß die Westerplatte nach wie vor der Danziger Landeshoheit untersteht. Trotzdem verweigern die Polen den Danziger Sicherheitsbeamten jeden Zutritt.

Eine besondere Schädigung Danzigs geschieht durch die Verweigerung auch jeder Zollkontrolle auf Westerplatte. Dadurch entsteht ein Loch in der Zollgrenze, und alle Schiffe, die im Munitionsbecken von Westerplatte ihre Ladung löschen, können unkontrolliert zollpflichtige Waren in jeder Menge in das Danziger Gebiet hineinschaffen. Auch in dieser Hinsicht hat das Gutachten der vom Völkerverbund zur Prüfung der Rechtslage bestellten Juristen sich eindeutig auf den Danziger Standpunkt gestellt. Dennoch ist man am grünen Tisch in Genf auch im vergangenen Dezember einer klaren Entscheidung ausgewichen. Das polnische Munitionslager auf der Westerplatte ist bis heute ein Pulverfaß in tatsächlicher wie in übertragener Bedeutung geblieben.

Berufsberatung des Dahleins

Zur Berufswahl unserer jungen Männer.

Die Entscheidung für den richtigen Beruf nach dem Abgang von der Schule war für den jungen Mann bei der zunehmenden Ausbreitung der Industrie und der dadurch bedingten Vielgestaltigkeit des Berufslebens schon immer eine recht schwierige Angelegenheit. Ins Ungemessene aber wuchsen die Schwierigkeiten der Berufswahl und des Berufseintritts, als nach dem Kriege mit dem Niedergang der deutschen Wirtschaft fast alle Berufe überfüllt schienen und die wirtschaftlichen Aussichten durchweg völlig dunkel und ungewiß waren. In den letzten Jahren ist erfreulicherweise eine Besserung durch die allmähliche Wiedererstarbung der Wirtschaft eingetreten. Der junge Mensch steht nicht mehr vor verschlossenen Türen, wenn er nach Abschluß seiner schulischen Ausbildung sich der eigentlichen Berufsausbildung und späterhin dem Erwerbsleben zuwendet. Geblieben ist allerdings die eine große Schwierigkeit, den für den einzelnen nach seinen Vorkenntnissen, körperlichen und geistigen Anlagen und Fähigkeiten geeignetsten Beruf zu finden.

Wenn nun von den Wirtschaftszweigen gesprochen werden soll, die für die Aufnahme jungen Nachwuchses bereit sind, so ist an erster Stelle das Handwerk zu nennen. Es hat noch immer einen goldenen Boden. Und die Handwerkslehre ist nicht nur für den Facharbeiter im Handwerksbetriebe und in der Industrie der Ausgangspunkt, viele später groß angesehene Industrielle, Ingenieure, Kunstgewerbler und Künstler haben hier sich die Grundlage ihres Aufstiegs geschaffen.

Der gute Volksschüler, aber sehr gern auch der Mittelschüler und die Schüler höherer Lehranstalten mit Reife für Obersekunda werden in handwerklichen Betrieben in dreibis vierjähriger Lehrzeit mit abschließender Gesellenprüfung ausgebildet. Dabei haben die Lektoren die Möglichkeit einer Abkürzung der Lehrzeit bei guten Leistungen in ihrem Fach nach Antrag bei der Handwerkskammer. Die Ablegung der Gesellenprüfung ist jedem anzuraten, auch wenn er von vornherein die Absicht haben sollte, eine höhere Fachschule zu besuchen, die nur eine vorhergehende zweijährige praktische Ausbildung in einem Handwerk vom höheren Schüler (mit Obersekundareife) verlangt. Die Ausbildung in den höheren Fachschulen (meist fünf Semester) erschließt dem Handwerker zahlreiche gehobene Stellungen in der Industrie, in Reichs-, Staats- und kommunalen Betrieben.

Ein weites aufnahmefähiges Gebiet bilden die kaufmännischen Berufe für Volksschüler, insbesondere aber für junge Leute mit Obersekundareife einer höheren Schule. Zahlreiche gute Mittel- und Großbetriebe haben Bedarf an Lehrlingen und gewähren eine gediegene gründliche und vielseitige Ausbildung in dreijähriger Lehrzeit. Anzuraten ist der Beruf nur jungen Leuten mit ausgesprochener kaufmännischer Begabung. Wenn irgendwo, dann ist in den kaufmännischen Berufen die Eignungsfrage von ausschlaggebender Bedeutung für das spätere Fortkommen.

Auch die Banken suchen nach den hinsichtlich der Lehrlingsausbildung recht ungesunden Verhältnissen der Inflationsjahre ihren Stamm von Beamten durch sorgfältigste Ausbildung von Lehrlingen aufzufüllen. Obersekundareife ist Mindestvoraussetzung, erwünscht ist bei den meisten Banken Abitur.

Über Berufe, die ein besonderes Studium erfordern, läßt sich im Rahmen dieser gewissermaßen einleitenden Bemerkungen zu späteren Einzeldarstellungen begehrt oder aussichtsreicher Berufe kaum Allgemeingültiges sagen. Ginge es hier nur kurz auf die Überfülle an Studierenden der Rechtswissenschaften, auf die vielzuvielen Philologiestudierenden, andererseits auf die verhältnismäßig günstigen Aussichten des Theologiestudiums, das zur Zeit noch zu empfehlen ist, obwohl der Zugang in den letzten Jahren schon merklich besser war. Das Medizinstudium dürfte in einigen Jahren wieder anzuraten sein, wenn die Zahl der Studierenden nicht bedeutend größer wird als zur Zeit. Als sehr aufnahmefähig kann der Beruf des Vermessungstechnikers (nicht -Ingenieurs) bezeichnet werden oder der des Gewerbelehrers. Bei diesem ist allerdings zu bedenken, daß in den kommenden Jahren die Zahl der Schulentlassenen infolge des Geburtenausfalls während der Kriegsjahre stark zurückgeht und damit die Schüler- und voraussichtlich auch die Klassenzahl der Berufs- und Gewerbeschulen. Eine vielbegehrte Laufbahn ist noch immer die Beamtenlaufbahn, leider kann da nicht von günstigen Aussichten gesprochen werden.

Mit vorstehenden Ausführungen ist an den tausend Fragen des großen Problems „Berufswahl und Berufseintritt“ nur gerührt. Wir werden in den folgenden Nummern in knappen Einzeldarstellungen über diesen und jenen Beruf aufklären.

R. Eisner, Referent im Landesarbeitsamt Brandenburg.

Die Waisenkinder von Böttesfür

Roman von Marie Diers

5.

Am andern Tag zogen sie wieder los, aber nun hatte sich die Sache herumgesprochen, und die Menschen guckten den beiden kleinen Leuten mit ihren Perltäschchen schon nach. Frau Mewes war unterdes bei Frau Raspe gewesen, und als sie nun wirklich bei Raspes an der Türlocke zogen, Wiete wieder von Stöffer gegen dessen kleinen Leib gepreßt und hochgehoben, kam Herr Raspe selbst und sagte, die Geschichte ginge nicht so weiter, die Kinder gewöhnten sich dabei noch das Betteln an, und er wollte dafür sorgen, daß sie ins Waisenhaus kämen. Denn ihre Mutter sei brav, aber in ihrem gelähmten Zustand unfähig, sie zu erhalten und zu erziehen. Das war im Frühjahr gewesen.

An diese stadtbekannte Geschichte mußte Lise denken, als sie das kleine Gespann so einträchtig am Fenster stehen sah. Wenn Stöffer nun neulich im Ziehbrunnen ertrunken wäre, dann wäre Wiete allein zurückgeblieben, das wäre zu schrecklich gewesen. Nun war ihr der Gedanke, hier fortzuwollen, meilenweit gerückt. Die große Aufregung um Herrn Justizrats Tod hatte sich über alles hingeworfen wie eine mächtige Woge, die einem allen Atem nimmt, aber nun floß sie wieder ab, und das überflutete Land mit all den grünen Spitzchen und den Blumen und auch den wilden Strünken kam wieder vor.

Lise nahm nun alle Kinder und ging mit ihnen in den Garten. Der Tag war so schön, der Himmel blau, warum sollten sie da in der Stube sitzen? In den Gemüsegarten

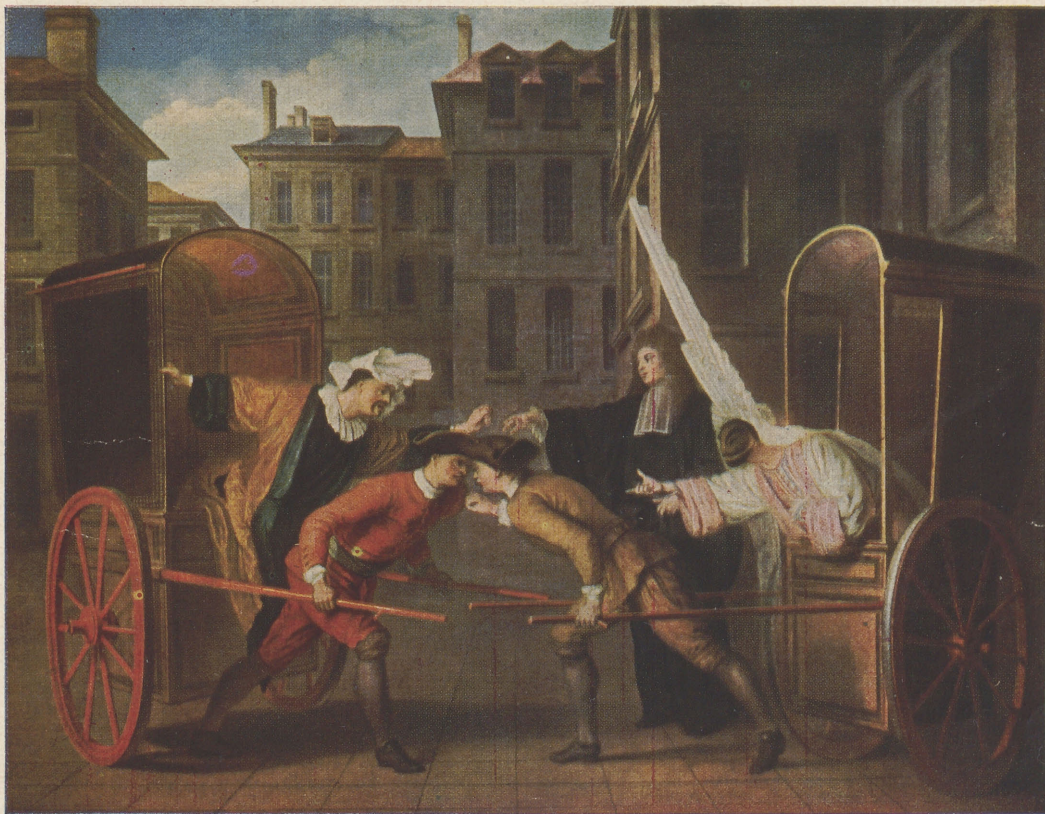
ein Rudel Jungens, das keine feste Hand über sich hat, wenig austrichten.

Lise holte nun das Schlüsselschen und brachte ihre kleine Horde hinaus. Und als sie erst draußen waren, und die Bäume rauschten über ihnen, und der See glitzerte herauf, vergaß sie ihre ganze Würde und ihre große Not und wurde wieder zum Götter und fing an, mit den sieben Bälgerchen Verstecken und Greifen und Anschlag zu spielen.

Beim schönsten Spielen merkte sie plötzlich, daß sie einen Zuschauer hatten, der sich in rechter feiger Hinterlist hinter einer großen Buche zu verstecken trachtete. Das war aber so zugegangen. Nach dem Waisenhausgebäude zogen sich noch drei Häuser in weiten Abständen an dem hohen Seeufer entlang. Im ersten wohnte ein Gärtner, im zweiten ein in Ruhestand versetzter Gerichtsvollzieher, im letzten eine vollkommen verdrehte Malerin, die mit niemandem verkehrte und niemals eins ihrer Bilder verkaufte.

Diese verdrehte Malerin hatte Doktor Rad den unermesslichen Gefallen getan, krank zu werden, und sie, die wegen ihres Geizes und anderer abscheulicher Eigenschaften keines Menschen Liebe besaß, hatte in ihm zärtliche Gefühle geweckt, denn sie ermöglichte ihm, jeden Tag zweimal von Rechts und Pflichten wegen am Waisenhaus vorbeizugehen.

Ach ja, er versteckte sich! Ach ja, er war hinterlistig und feige obendrein. Er hatte eine gräßliche Angst, von ihr auf seinem Lauscherposten gesehen zu werden und konnte sich doch nicht losreißen. Wie mit Ketten angeschmiedet stand er da.



Der Zusammenstoß. Italienischer Komödienaustritt. Gemälde von Claude Gillot.

durften sie nicht, da hätte Sengpiel sie schön auf den Trab gebracht, aber gleich neben dem Pumpenweg führte ein Pförtchen in die waldige Anhöhe, die sich dann noch weiß wie weit erstreckte.

Aber durften die Kinder da nicht hin, die Großen nicht, weil sie auf den abschüssigen Hängen bei ihrem dämlichen Getöse das ganze Gelände mit seinen neu angelegten Wegen und Pflanzungen abtraten, die Kleinen nicht, weil sie sich dabei verirren konnten. Die Großen waren natürlich doch immer draußen gewesen, man sah es gleich, wenn man hinkam, Raspe hatte den Landjäger hier schon gehen lassen, um das Gelände zu schützen, aber solch ein Mann kann gegen

Er fragte sich allen Ernstes, ob es auf der ganzen, aber auch der ganzen Welt, alles eingerechnet, was das Himmels gewölbe umschloß, noch etwas annähernd so Reizendes gäbe wie das Kinderpiel dieser jungen Waisemutter.

Eine lange Weile war er wirklich unbeobachtet. Er nahm an dem Spiel schon so teil, daß er atemlos dem Verstecken, dem jagenden Lauf zum Anschlagbaum folgte, und daß einmal, als ein eifriges Dirnchen kurz vor dem Ziel über eine Wurzel stolperte und hinschlief und das noch winzigere Bürschchen lautlos vor Aufregung an ihr vorbeischoß, das Köpfchen vorgebeugt, beide Arme vor sich hingestreckt, ihm ein kurzer Quietschton entfuhr.

Der verriet ihn nicht, aber dann hatte er sich doch zu weit vorgebeugt, und da sah sie ihn. O Schande!

Sie stand und sah zu ihm hinunter. Ihm wurde siedend heiß. „Wenn sie jetzt ein zartes Herz hat,“ dachte er, „tut sie, als hätte sie nichts gesehen. Sie hat doch ein zartes Herz —?“

Er baute so fest darauf, aber wie hatte er sich verrechnet!

„Was machen Sie da?“ rief sie hinunter, so hell, so rückfichtslos, ach, so ungar.

„Ich ging vorbei,“ gab er zurück, brummig, das Gesicht voll tiefer Wolken. „Gräulein Madelung ist krank. Hörte das Gejuchze, ging ein bißchen herauf —“

„Ach —“ sagte sie. Ihr fiel mit einemmal ein, daß sie sich wohl hier recht unpassend betragen habe. Erstens das Gespielle an den Hängen und dann, am Tag nach dem Begräbnis, dies alberne Lachen und Kreischen. Wie war das schrecklich von ihr! Sie hatten die Rollen getauscht, sie stand jetzt, von Verlegenheit übergossen.

Anwillkürlich war er am pfadlosen Hang in die Höhe gestiegen, obwohl er zuerst hätte am liebsten entlaufen mögen. Aber er fühlte mit dem Trieb der ersten jungen Gefühle, daß sie in Bangen war und nicht daran dachte, ihn zu verachten.

„Die Gören sind ja noch so klein,“ sagte sie stoßend. „Die begreifen ja noch gar nichts davon.“

Er verstand ihr Gekrammel nur halb, stand vor ihr wie ein Betrunkener. „Ich sag's ihr einfach,“ dachte er. „Dies ist ja nicht auszuhalten.“

„Jetzt gehn wir auch nach Hause,“ sagte sie.

„Warum denn?“ fragte er. „Laufen Sie doch nicht gleich wieder weg, wenn ich mal mit Ihnen spreche.“

Sie war schüchtern und bang gewesen vor ihm, dieser letzte Satz warf das um. Sie zog die Stirn zusammen. Immer sind die Männer gleich so, wenn man mal natürlich mit ihnen spricht. Sie kannte das vom Laden her.

Nun drehte sie sich um und rief mit heller, gebieterischer Stimme die Kinder heran. Alle stolperten sogleich eilfertig herbei, vorneweg Stößing und Wieting, Hand in Hand. Über diesem niedlichen Anblick vergaß sie ihren kurzen Ärger. Was ging der Doktor sie an? Und wenn er bei Raspe jetzt wegen des Anschlagspiels am Hang pekte, dann sollte er es ihretwegen tun, es war dann eben ihr Pech, daß er gerade dazugekommen war.

Seit Lise mit den sieben Kleinsten im Walde gespielt hatte, war ihr jeder Gedanke, hier wegzulaufen, vollkommen vergangen. Sie hatte auch keine Beängstigungen mehr. Sie hatte Boden gefaßt. Nun kam die kleine Wurstigkeit, die in ihrer Natur lag, wieder durch. Den großen Mädchen war sie sowieso gut, daß sie vorhin hier ohne Antreiben Ordnung gemacht hatten, und als Mariechen Lammers, die kleine Ungeschickte, sich bei Mittag ihren vollen Suppenteller auf den Schoß kippte, schimpfte sie drein, wie es sein muß, griff beim Abwischen und Austrocknen zu, schickte sie weg, ihr Schürzchen ins Wasser zu stecken und sich ein neues umzubinden, aber in allem war ein Herzton dabei, und sie fuhr den anderen über die Mäuler, die lachen wollten, daß denen das Lachen steckenblieb.

Am Nachmittag, wie sie einer tolpatschigen Tagelöhner-tochter, der Lina Wachsmuth, das Fensterpußen beibringt, für das sie selbst zu Hause noch von Mutter das letztemal einen Raketenkopf kriegte, an den sie jetzt dachte und der bei Lins Ausbildung Wunder tut, da steht ein Junge mit einem Buch in der Tür und guckt nach ihr hin.

Den Jungen kennt sie noch wenig, er ist nicht aus Böttesfür, sein Vater soll Briefträger in Buchholz gewesen sein. Ja, sie weiß noch von manchem wenig und hat die Liste, die Herr Justizrat ihr gegeben hat und die sie eigentlich längst hätte durchlesen sollen, wieder nach vorn auf Herrn Justizrats Schreibtisch gelegt. Aber zum Durchlesen ist sie noch gar nicht gekommen.

Also gut, sie weiß nichts Näheres von dem Jungen, als daß er Andreas Lemke heißt und nicht zu den Schlimmsten gehört. Der will was von ihr.

Sagt aber nichts, ruft auch nicht. Ja, was ist das, die Kinder haben überhaupt noch keinen Namen für sie. „Tanting“ haben die Kleinsten heute gesagt, Unsinn, das ist gar kein Name. Was ist sie denn hier? So ein Zwischending. „Lising“ kann sie sich auch nicht nennen lassen. Na — das findet sich schon. Also der Junge ruft sie, aber ohne Laut und ohne Murede. Ein Rufen ist's aber.

Wie er da steht, fühlt sie gleich, der hat sie nötiger als die tolpatschige Lina Wachsmuth mit dem Fensterpußen.

„Was willst, Andreas?“

„Hier in' Buch,“ sagt er. Er hat große dunkle Augen und ein kleines bräunliches Gesicht. Ein spirrliches Kerlchen, nicht mit den großen Bengeln Johann Wagner und Ule Wendt zu vergleichen. Hat ihr noch niemals Ärger gemacht. „Was ist denn mit dein' Buch?“ fragt sie.

„Überhören,“ bittet er.

Sie nimmt's. Es ist ein zerpliefter Katechismus.

„Was soll ich denn überhören?“

Sie stehen in einem der Schlafräume, Tür und Fenster stehen auf, sie setzt sich mit ihm auf eine der Bettstellen.

„Die Erklärung zur siebenten Bitte,“ sagt er.

„Kie an,“ denkt sie. „Die andern Kinder kommen nicht mit solchen Wünschen. Er wird Schacht gekriegt haben in der Schule, sein' Vex nicht gewußt.“

„Also los,“ sagt sie. „Wir bitten —“

„Wir bitten in diesem Gebet, als in der Summa, daß uns der Vater im Himmel von allerlei Übel Leibes und der Seele, Gutes und Ehre erlöse und zulezt, wenn unser Stündlein kommt, ein seliges Ende beschere und mit Gnaden aus diesem Jammertal zu sich nehme in den Himmel.“

„Du kannst es ja,“ sagt sie. „Hast du's vorher nicht gekonnt?“

„Wir haben's noch gar nicht gehabt. Wir sind erst bei der vierten Bitte.“

„Kannst du denn die?“

„O ja,“ sagte er mit einem Näckeln.

„Warum lernst du denn schon die siebente?“

„Ich lern' voraus. Ich —“ Er wurde dunkelrot.

„Was steckt denn dahinter?“ sagte sie ungeduldig. „Da steckt doch irgendeine dämliche Rüpelei dahinter. Wer lernt denn voraus? Keiner lernt voraus. Wer vorauslernt, hat was im Hinterhalt. Un wat kümmt damit to mi? Du büst woll 'n Slusuhr, du führst woll wat in' Schild?“

„Nee, id führ' nicks in' Schild.“

Er schüttelte den Kopf. Rot war er nicht mehr, eher blaß. Er guckte auch gar nicht weg, wie die Slusuhrn tun, er sah sie mit seinen großen, dunklen Augen an. Mit einemmal ging es ihr zu Herzen. Was sah der Junge bloß treuherzig aus.

„Was soll denn das nu wohl?“ fragte sie. „Bringst mir den Katechismus und hast gelernt, was ihr noch gar nicht aufhast.“

„Id möcht's noch wihder (weiter) liehren. Den Beschluß ook, den kann't binah, un von't viert' Hauptstück hefft de grote Waterfrag al anfangen. Sall't mal seggen?“ sagt er. „Wasser tut's freilich nicht, sondern das Wort Gottes, so mit und bei dem Wasser ist und der Glaube, der — dor weit't noch nich wihder. Awer von hinn: Das ist ein gnadenreich Wasser des Lebens und ein Bad — nee, geist noch nicht ornlich. Morgen kann'ts ook.“

„Ja Jung, wat sall dat nu bloß?“

Sein ausdrucksvolles kleines Gesicht, auf dem die Empfindungen sichtbar spielten, hatte sich wieder gefärbt.

„Id mach's so giern. Id mücht ümmertau liehrn, alle Bäuker ut.“

„Du büst jawoll 'n ganzen verdrehten Jung,“ sagte die Waisenmutter.

Unterdem krabbelte die Lina Wachsmuth von der Leiter herunter, besah sich schiefgelegten Kopfes ihr Werk, fand noch eine Trübung im Glas, klabaßerte wieder hinauf. Dadurch waren Lises Gedanken von dem Jungen abgezogen, sie war gespannt, ob der Tolpatsch das Schlechte finden würde. Dann erst sah sie wieder auf den Andreas. Er saß kerzengrade mit unglaublich lebendigen Augen.

„Ich heff den annern Jungs ook niz von seggt,“ sagte er. „Den Liehrer ook nich.“ — „So,“ sagte sie.

Sie fing an nachzudenken, nach einer Weile fragte sie: „Hast denn noch mehr gelernt, aus andern Büchern?“

„Id heff jo kein,“ sagte er kläglich, „id wullt, id hätt' väl, soo väl Bäukers.“

„Ihr sollt Hochdeutsch reden im Waisenhaus, hat Herr Justizrat gesagt.“

„Einmal het de Liehrer — hat der Lehrer uns ein' Wandkart' angemacht. Das war schön. Da war Deutschland drauf. Da hat er gezeigt: Da ist der Rhein, da ist Schlessien, da ist die Ostsee. Da hab' ich gezeigt. Da hat er gesagt, ich weiß das. Dann haben die Jungs den Zeigestock kaputt gemacht, da war er böse. Da hat er nicht mehr gezeigt. Nu liegt die Karte zusammengerollt auf'n Schrank, er macht sie nicht wieder auseinander.“

„Wir haben sie auch mal gehabt,“ sagte Lise. „Ich habe nicht viel hingeguckt, das behält ja doch keiner. Woher hast du denn alles gewußt?“

„Von mien Badding. Mien Badding hat mi vertellt, de har so schön vertellt. Von' Rhein und von de Donau und von Bergen, wo Snei up licht, und von dat Meer, und alle Brei, wo'n Stempel up wier, da künnt hei seggen, wo de Art licht und wo dat dor is. O Badding künnt vertellen —“

Sie sagte ihm nichts mehr wegen Plattdeutschreden. Der Junge sah sie nicht an, er blickte ins Weite. Eine Sehnsucht

erstmals der kalte Blick von der Bürgermeisterin auf, und bei ihren Eltern hörte sie dann die Erklärung dazu. „Mein Ze,“ sagte sie ganz verblüfft, „dat har't mi jo nich dacht, dat id dat pompöse Fräulein hier utstäten künnt.“

Raspe indessen bereute es heute noch nicht, und er nahm die kleine häusliche Verstimmung, die diesen Gegenstand immer noch umwitterte, dafür in Kauf. Bei den wöchentlichen Rechnungsablegungen wurde er sogar immer überzeugter, daß er es richtig gemacht hatte. Dies Ladenkind konnte rechnen, soviel war nun mal gewiß. Sie mochte ja noch reichlich jung für den Posten sein, aber mit Geld konnte sie



In der Sennhütte. Gemälde von Prof. Hermann Groeber.

lag in seinen Augen, die den schmalen Leib zersprengen wollte.

„Wat'n Jung!“ dachte sie. „Wat'n wunderbaren Jung! Ich möt toseihn, dat id en'n bäten helpen künnt. Wo de an sien Badding denkt —“

Mit Herrn Raspe mußten jede Woche die Rechnungen durchgesehen werden. Bismweilen kam er herauf, bismweilen bestellte er sie zu sich. Wenn sie bei dieser letzteren Gelegenheit der Frau Bürgermeisterin in den Weg kam, so erhielt sie ein Naserümpfen und keine Antwort auf ihren Gruß. Frau Meta konnte die Jenny-Sache noch nicht überwinden, zumal sie auch ihr gegenüber von den Damen Perlewitz übel vermerkt war, als wenn sie Schuld daran trüge. Es war ihr namenlos peinlich. Jenny Perlewitz hatte ein derartiges Übergewicht in dem kleinen gesellschaftlichen Kreise von Bötelfür, daß sie wie auf Kohlen saß, wenn in diesem Kreise mit einer unsagbaren Verachtung über das Waisenhaus als über eine ganz heruntergekommene Sache geachselzucht wurde.

Lise Borchert war keine Träumerin. Ihr fiel gleich beim

umgehen. Die ganze Verwaltung war jetzt um die Hälfte billiger als zu Serrahns Lebzeiten. Zwar, wie und ob sie mit den großen Bengeln fertig werden würde, die sogar dem Rektor Winnagel das Leben blutsauer machten, das war noch eine besondere Frage.

Wie diesmal Lise Borchert zu ihm kam, mit dem Körbchen am Arm, in dem ihre Rechnungsbücher lagen, hatte sie noch jemand bei sich, an der Hand geführt, einen Dreikäsehoch. „I sieh an,“ sagte Raspe, „dich sollt' ich doch kennen!“ und der ganze kleine reizende Auftritt an jenem Regentage im Papierladen mit dem winzigen Käufer und dem bunten Bilderbuch stand ihm wieder vor Augen. „Was willst du aber bei mir? Auch ein Bilderbuch kaufen?“

„Sehn Sie ihn an,“ sagte Lise Borchert.

„Na ja, das tu' ich ja.“

„Wo siehst der Jung bloß mal wieder aus! Dreh' dir mal um. Da! Der ganze Hofenboden hängt'n 'runter. Und wo find' ich ihn? In'n Rinnstein find' ich ihn, da sucht er sich einen alten molischen Appel 'raus. Herr Buhrmeister, seine Mutter liegt besoffen ins Bett, jetzt an helllichten Vormittag. Ich bin bei ihr gewesen. Ja, was denn, das geht



Schlittschuhläufer. Gemälde von Otto von Wätjen
(Galerie Fleckheim, Düsseldorf.)

doch vor Gott und Menschen nicht so weiter. Ich wollt' mal fragen, Herr Buhrmeister, ob ich mir kann den Lütten mit nach oben nehmen? Da kriegt er doch sein ornlisch Essen und gestlickte Hosen."

"Du mit deinen Fragen," sagte der Bürgermeister und bekam das Lachen, denn Herr Serrahn hatte ihm über diesen Punkt schon erzählt. Aber dann wurde er ernst und sagte: „Ja, nötig wär's schon, aber habt ihr nicht ein bißchen viel da oben?"

„Einundzwanzig," sagte Lise Borchert. „Aber die Köchin ist doch weg und die Stubenmädchen. Platz haben wir doll genug.“ Sie hatte wohl schon wieder ganz vergessen, daß sie zum Fragen hier war. Sie kniete bei dem Jungen nieder und prunzelte ihm die Hosenlappen ein bißchen nach oben fest, zog sich die Stecknadeln aus ihrem Schürzenlaß dazu und kippte den unter. „Das schaniert einen ja, mit so'n Jung oben anzukommen. Nu büßt fein, Frizing, ja? Nu büßt mienen ganzen prächtigen Jung.“

Dann kam sie hoch. „Nun will ich abrechnen, Herr Buhrmeister.“ Wie sie wieder auf dem Rückweg war, schoß plötzlich aus der offenstehenden Tür des Uhrmacherladens dessen Inhaber, Herr Gloisin, auf sie zu. Ein kleines, rothaariges Männchen, das vor Aufregung an allen Gliedern zappelte und sich ihr gleich so in den Weg stellte, daß sie nicht vorbeikamte.

„Ich hab' auf dich gelauert, Kinding. Was hab' ich gelauert. Wo bleibst du bloß einmal so lange! Vor 'ner Stund' anderthalb sagte mir schon der Maurer Pietisch, du bist im Land. Ich muß dir was zeigen, komm bloß mal nach hinten, durch den Laden. Was hast denn da für 'ne Kröt, die laß man hinten stehn.“

„Was soll ich denn sehn, Meister?"

„Komm man, komm. Wirst dich freuen.“

Er hatte sie schon am Armel durch den Laden gezogen, zur Hintertür hinaus. „Da guck hoch, was siehst du da?"

„Das Fenster ist kaputt, Herr Gloisin.“

„No, dat segg't jo! Mien Fenster. Wovon ist dat kaputt? Von ganzen allein, wat? Nein, mein Herzing, dat haben mir deine entfamigten Bengels eingesmissen, die haben mir das eingesmissen, weil ich ihnen gesagt hab', wer und was sie sünd.“

„Wieso denn das, Herr Gloisin?"

Es kam dann eine sehr lange, inhaltreiche Geschichte zutage. Die Jungens waren mit dummen Fragen, wie so Jungens sind, nacheinander in seinen Laden gekommen, weil Herr Gloisin, ein Junggeselle, sich so komisch hatte, wenn man ihn ärgerte. Da hatte er ihnen dann auf der Straße nachgebrüllt, daß sie bloß Waisenjungens wären, dämliche, schandbare Waisenjungens — da sind sie ums Haus gelaufen und haben ihm seine Schlafstubenfenster eingeschmissen.

„Wieviel Jungens waren es denn, Meister?"

„Bier, Herzing. Bier große, freckliche Jungens. Den' mußt du das ornlisch besorgen. Mit'n Besenstiel ihnen den Rücken blau slahn.“

„Bier?" sagte Lise Borchert.

Sie gab dem kleinen, rothaarigen Uhrmacher die Hand. „Entschuldigen Sie man, Herr Gloisin. Ich will's ihnen wohl besorgen. Aber bezahlen, das denken Sie man nich, daß ich das tue. Sie hätten die Jungens man nich damit schimpfen müssen, daß sie Waisenkinder sind. Das ist kein Schimpf, Herr Gloisin. Sie hätten sagen müssen: Vande und Lauslummels und entfamigtes Raderzeug. Das gehört für sie. Dann hätten sie Ihnen das Fenster auch nicht eingeschmissen.“

„Na ja, Herzing, was einen so in den Mund kommt.



Genesen. Gemälde von Daniel Pauluzzi
(Aus Bralls Kunsthause, München)

Mir kamen grad die Waisenjungen 'rein, weil's doch welche sind. Bezahlt will ich's auch gar nicht haben, die haben ja doch nichts, und du kannst dafür nicht bezahlen. Aber wenn's du den Bengeln das Leder vollhaust, dann hab' ich, was ich haben will.“ Und er zog sich in sein Gehäus zurück.

„Bier,“ dachte Lise, als sie mit Fritz Moll an der Hand nach oben stieg.

Vier sind's gewesen. Welche denn bloß? Wissen muß ich das, eh' daß ich sie frag'! Von Fragen krieg' ich das nie und nimmer 'raus.

Johann Wagner selbstverständlich und Ule. Da ist mal kein Zweifel dran. Die andern, das sind wohl die beiden Lebahns gewesen, das sind auch ein Paar Slügel.

Das soll aber wohl kein Wunder sein. Ihr Vater, das war der Malermeister Lebahn aus der Schwelower Vorstadt, das größte Slusuhr von ganz Böttesfür. Der wußte, wie der Mensch zu Geld kommt, wenn er was braucht. Das war noch die letzte Geschichte von ihm aus diesem Frühjahr erst. Da wohnen am Riepißweg die beiden Aderbürger, Herr Babenzien und Herr Köpp. Eines Tages trifft der Maler Lebahn Herrn Babenzien. „Wo is dat nu? Willn Sei sit nich oof Ehren Tuhn anstriefen laten?“

„Worüm soll id mi den anstriefen laten?“ fragte Herr Babenzien. „Dor heff'k noch gar nich an dacht.“

„Id mein' man bloß,“ sagte Maler Lebahn. „Dat süht doch so dumm ut, wil dat Ehr Nachbar Köpp sit doch seinen anstriefen laten will. Dann seggen de Lüd am Enn: Babenzien, de hett's woll nicht dortau.“

„Se,“ sagte Herr Babenzien verdrießlich, „wenn Köpp dat deiht, dann möt id's jawoll oof maken. Dann kümme'n's man tom Anstriefen, Meister.“ — Also das war gut.

Dann geht Maler Lebahn zu Herrn Köpp. „Herr Köpp, willn Sei sit nich Ehren Tuhn anstriefen laten?“

„Worüm denn?“ sagte der. „De is doch noch ganz gaub.“

„Jo, dat kann mi jo glick sin,“ sagte Meister Lebahn. „Id mein' man bloß, wil dat Babenzien sit sienen oof anstriefen lett.“

Nun wurden also die beiden Jäune gestrichen.

An die drei Tage später treffen sich Köpp und Babenzien. Sagt der letztere verdrießlich: „Herr Köpp, Sei verdant id die Utgaf mit mien Tuhn.“

„Wat?“ schrie oll Köpp. „Id verdant! Sei die Utgaf, ich heff' mi all wat argert öwer Sei Ehr Luzorie.“

„Wat?“ rief Herr Babenzien mit rotem Kopf. „Lebahn seggt doch to mi —“

Und so kam die Slusuhrigkeit von Maler Lebahn zutage. Nun waren die Jäune aber gestrichen, und der Meister hatte sein Geld. Ganz Böttesfür hat damals darüber gelacht. Noch nicht vier Wochen später hatte der Mann einen Tod gefunden, wie er ihm entsprach. An einem Montag früh, ehe er noch den ersten Pinselstrich getan hatte, war er mit seinem noch vom Sonntag her dösig schweren Branntweinkopf vom Gerüst gefallen und hatte sich das Genick gebrochen. Seine beiden Sprößlinge, Jöching und Bering, kamen ins Serrahnsche Waisenhaus.

Also sicher waren es diese vier.

Wie macht man's, daß man denen ihre Prügel verseht?

Zum Fenstereinschmeißen hatten sie ja Grund. Was hat ihnen der Gloisin auch ihr Waisentum vorzuwerfen? Das war nicht hübsch von dem. Aber gehen geht doch sowas nicht, Hiebe müssen darauf stehen. Aber hau' du mal solche Rasse mit solchem Knochengehäuse, das einem schon über den Kopf gewachsen ist!

Der dämliche Gloisin denkt sich das so: „Mit dem Besenstiel den Rücken blau slahn.“ Der kriecht zufrieden in seine Bude zurück und denkt: „Mach' du's man, Herzing.“

Das beste wäre, man holte Sengpiel. Das ist ein Bierschrötiger, da kommen die Jüngens nicht gegen an. Der haut sie zu Klumpen. Mal hat der dem Gärtnerjungen eine Maulschelle verseht, davon ist dem das Trommelfell gesprungen. Das ist ja auch so, kein Bengel wagt sich in den Gemüsegarten, der Alte haut gleich so unmenschlich grob. Nein, den kann sie nicht an die Jüngens 'ranlassen, der ist zu und zu roh. Bei einer anderen Gelegenheit eher, aber diesmal, da sie doch eigentlich so halb in ihrem Rechte waren, — nein, da mußte sie zusehen, wie sie es allein besorgte.

Es war ja alles noch zur Not gegangen, da würde dies auch wohl noch gehen.

Unter all diesen Gedanken war sie den Seeweg hinauf gekommen. Fritzling immer mitgestapft. Sie hatte ihn heil und deil um diese dummen Prügelgedanken vergessen, obwohl sie die ganze Zeit sein warmes Händchen in ihrer Hand hatte.

Jetzt, kurz vor dem Gitter, wurde sie seiner wieder gewahr. Nun bückte sie sich, wischte ihm mit ihrem Sacktüchlein die kleine Noh Nase und zupfte an ihm herum, damit sie mit dem neuen Ankömmling noch so einigermassen Staat machen könne vor den alten, und die nicht gleich in ein Gegröle ausbrachen, daß sie solche kleine Drecksle noch unter sich aufnehmen sollten.

(Fortsetzung folgt.)

Gesicht und Charakter. Von Friedrich Märker.

Zu Lavaters „Phyognomischen Fragmenten“.

Welcher Teil des Gesichtes ist am stärksten ausgebildet? Dies ist eine Grundfrage der Charakterbeurteilung. Stirne, Nase und Unter Gesicht sollen die gleiche Länge haben. Bei Abb. 2 ist das Unter



Abb. 1. Typischer Gesichtsausdruck des Sanguinikers.

gesicht um ein Drittel zu lang. Trotzdem die Stirne und die Nase nichts Albernnes, nichts Dummes haben, sondern im Gegenteil gute Anlagen zeigen, rechnet Lavater diesen jungen Menschen unter die „schwachen und törichten“; denn sein Verstand und sein Wille werden immer von ihrem Trieb leben überrannt werden. Statt eines offenen Verstandes hat er einen offenen



Abb. 2. Ein Torporkopf. Aber Stirn und Auge haben keine Anzeichen von Dummheit oder Albernheit.



Abb. 3. Das Gesicht des Cholerikers.

Mund. Er will gleichsam mit den Sinnen verstehen. Das heißt, er ist dumm. Er ist von seinen Lüsten abhängig und wenn er etwas will, dann talpert er mit dem Kopf gegen die Wand, statt die Türe zu suchen. Die Stärke dieses Menschen ist sinnliche Benutzbarkeit. Seine Gefahr der blinde Trieb.

Auch bei der letzten der sechs

Knabensilhouetten ist das Untergesicht verhältnismäßig zu umfangreich. Während die junge Dorin nur schwach im Intellektuellen, weil sie zu stark im Triebleben ist, muß man diesen Knaben als schwach im Sinn von kraftlos bezeichnen. Sein Untergesicht hat schwammige Konturen; in seinem Kinn liegt nicht das Vorwärtsdrängen und nicht das Beharren starken Instinktes, sondern die Trägheit lebensarmer Materie. Er will nicht einmal verstehen, indem er den Mund aufreißt, er läßt die Lippen offen stehen, weil er schläfrig ist: in bezug auf das Geistige und auch auf das Essen. — Ein sehr zartes, ganz vom Seelischen beherrschtes Empfindungsleben zeigt Abb. 7. Kalte und niedere Begierden ausgedrückt sind im Untergesicht des vierten Kopfes der Karikaturen (Abb. 10). Wie karg und trocken ist es. Alles natürliche Leben fehlt. Wie ein Maschinenteil giert der Unterkiefer, schnappbereit, vor. Die Lippen wurden, im Unterdrücken von Gefühlen, so oft verbissen, bis sie ihre natürliche Form verloren. Alle Liebesfähigkeit ist nun ertötet; es blieb nur die Begierde nach Besitz. Zu beachten ist auch, daß bei dem jungen Menschen (Abb. 2) und bei dem Geizigen die Unterlippe über die obere hinausragt; dies deutet immer auf

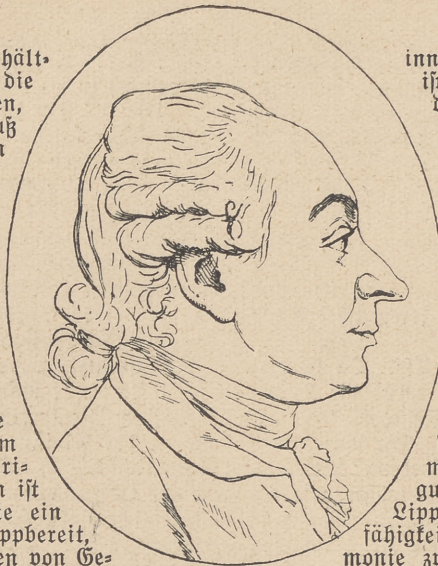


Abb. 4. Sanfter, edler Charakter. In keinem Zug ein Übergewicht treibender, vordringender Schnellkraft.

innerhalb einer Schonung gedeihen. Kräftiger ist Abb. 8. Hier halten sich die sexuelle und die erotische Kraft die Wage. Dieser Mund befundet die normalen Empfindungen und Gefühle einer ehrbaren Bürgerin und mütterlichen Frau. — Eigenartig ist das Untergesicht von Rameau (Abb. 5). Die Lippen sind im Verhältnis etwas zu klein und zu fest geschlossen, die Wangen knollig gerundet; er lebt mehr in seinen eigenen Gefühlen und Empfindungen, als daß er aufnimmt. Er wird mehr von innen her als von außen erregt und getrieben. Er hat etwas Selbstgefälliges. Sein Gefühl äußert sich gerne in spielendem Scherz (die gekrümmelte Oberlippe). Die in seinem Kinn und seiner Nase ausgedrückte starke Willenskraft macht sich in seinen Kompositionen als Neigung zum Pathos bemerkbar. — In Goethes Lippen dagegen ist viel aufnahmebereite Genußfähigkeit angezeigt. Bei ihm besteht volle Harmonie zwischen Oberlippe, Unterlippe und Kinn (d. h. zwischen Eros, Sexus und instinktivem Willen). Wie edel ist das alles geformt! Fest und doch nicht hart, fein und doch nicht weichlich. Man vergleiche auch die Bindung zwischen Nase und Oberlippe bei Goethe

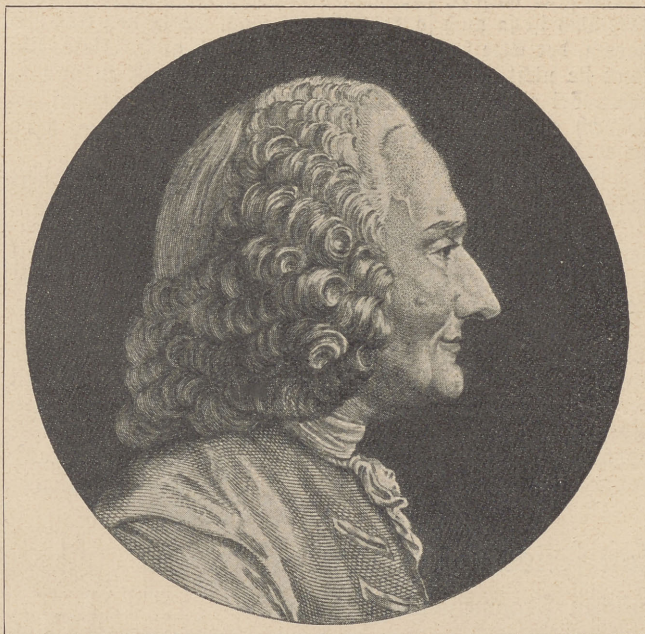


Abb. 5. „In Stirn und Schläfe wohnen die reinsten Tonverhältnisse. Das Auge ist ganz Aufmerksamkeit auf inneres Gefühl. Diese Nase! wie frei! wie fest, ohne starr zu sein — und dann, wie die Wange von einem vergnüglichen Gefallen an sich selbst belebt wird, und den lieben Mund nach sich zieht! und wie die freundlichste Bestimmtheit sich in dem Kinne rundet.“ (Zeichnung von J. J. Cassieri, Stich von J. G. Sturm.)

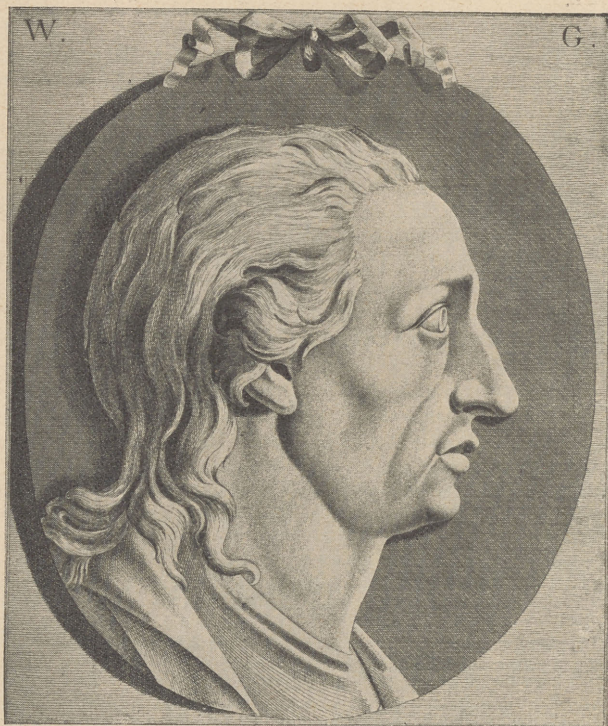


Abb. 6. „Larve eines großen Mannes, der das Kreditiv seiner Vollmacht, auf die Menschheit zu wirken, auf seinem Gesichte hat ... Welche Einfachheit und Großheit ...! Im ganzen Festigkeit und Bewußtsein seiner eignen unaboptierten — Kapitalkraft.“



Abb. 7. „Gehört gewiß auch in die Klasse der edelsten, sanftesten, zärtlichsten, unvergleichbarsten und lebenswürdigsten Seelen.“

ein überwiegen der niederen Begierden (Sexus, Habsucht). Bei der letzten Knabensilhouette zeigt die stärkere Ausbildung der Oberlippe plumpe Gutmütigkeit; bei der „schönen Seele“ (Abb. 7) ist aus dem Verhältnis zwischen Ober- und Unterlippe zu erkennen, daß die Liebe mehr im Gefühl als in den Sinnen wurzelt. Das Untergesicht der schönen Seele ist etwas zu zart, zu schwach; diese Frau kann nur

mit der bei Abb. 5 und 8. Bei der Bürgerin ist die Bindung zwar frei, aber nicht edel, bei Rameau ist sie etwas versteift; bei Goethe ist sie frei und formvoll: sie befundet Grazie. Auffallend von der Nase beherrscht ist der Kopf in Abb. 3. Das Untergesicht ist zwar kräftig genug, um die Nase zu tragen, d. h. die Tatkraft ist stark genug, auszuführen, was dieser Mann will, aber der Verstand vermag keine großen Ziele zu geben. Kinn (Tatkraft), Nase (Wille) und Stirn (Verstand) verhalten sich wie Kanone, Richtkanonier und Feldherr. Mit einer brüchigen Richtkanonier das Ziel nicht sicher treffen; wenn das Ziel vom Strategen falsch



Abb. 8. „Hat eine treffliche Stirn, eine ganz edle Nase — und ist überhaupt ein Gesicht voll treuer Güte, Einfalt und ruhiger Aufmerksamkeit.“

festgelegt wurde, hat das beste Schießen keinen Sinn. Ein Richtkanonier braucht mehr Verstand und bewußten Willen (mehr Stirn und Nase) als ein Kanonenschmied, der mehr Latkraft (mehr Rinn) haben muß. Man findet in Verufen, die zielende Gebuld verlangen (Uhrmacher, Schreiber, Schneider), Menschen mit kleinerem Rinn, feinerer Nase und besserer Stirn als unter den Schwerarbeitern.

Die Stirn auf Abb. 3 wirkt größer als sie ist, weil die Haare fehlen; sie flieht zu rasch nach hinten, ist zu wenig ausgebildet und zu dickhäutig. Ein Dickhädel, der jäh aufbraust, wenn er Widerstände findet, besonders wenn er Widerstände findet, die er nicht mit Brutalität besieigen kann. Man beachte den jähren Schwung von der Nasenwurzel zum Höcker, die verhältnismäßig scharfe Spitze und die fleischigen, geblähten Nasenflügel, die anzeigen, daß dieses Mannes Brutalität mehr hitzig und schnaubend als kalt und ausdauernd ist. Daß die Nasenspitze etwas gegen den Mund herabgebogen ist, daran ist die gefährliche Art des Jähornigen zu erkennen: ein Choleriker mit melancholischem Einschlag.

Im allgemeinen kann man sagen: oben bei der Wurzel vorgebogene, und Nasen, die ohne Einschnitt wie eine Verlängerung der Stirne vorschließen, deuten auf Herrschsucht und Eigensinn (Abb. 10, Nr. 2). Ein allzutiefer Einschnitt läßt leichte Beeinflussbarkeit vermuten. Das ist bei nahe die einzige Schwäche an Goethes Kopf, wie „eine gewisse Unzuverlässigkeit der Grundzüge“, nach den Worten J. G. Zimmermanns, des berühmten Arztes, Goethes Charakterfehler war. Auch bei dem Choleriker sehen wir einen tiefen Einschnitt: dieser Jähornige wird allzu leicht beeindruckt und lebt die Erregung jählings aus.

Dagegen laufen an Abb. 1 alle Schicksale ab, wie der Regen an seinem buchtenlosen Gesicht; er ist stets fröhlicher, plätschernder Laune, nie tief leidend, aber auch nie hinter die Oberfläche blickend. (Die im Auge ange deuteten Gewitter ziehen rasch vorüber ohne einzuschlagen.)

Nasen, die in ruhiger Bewegung verlaufen (Rameau), lassen auf harmonisches Gleichmaß, allzu gerade, die sog. griechischen Nasen auf Lahmheit schließen (die langweilige Schöne). Eingebogene Nasen findet man meist bei Menschen, die mehr aufnehmen als zielfreudig sein können. Dagegen verrät ein sehr verdickter Höcker Festigkeit oder Starrsinn.

Der Knopf der Nase, sagt Lavater, muß weder hart noch fleischig sein, und sein unterer Umriss muß bestimmt und auffallend rein gezeichnet, nicht spitz und nicht sehr breit sein. Eine spitze,

verkürzte Nase (2. Knaben silhouetten) läßt Geschicklichkeit ohne Scharfsinn vermuten. Spitze, lange Nasen sieht man bei den kalt-leidenschaftlichen Naturen: bei Neugierigen, Geizigen, Fronten und bei

Scharfsinnigen (die wissenschaftliche Nase). Dicke schwammige Nasen deuten auf Phlegma und Dummheit, dicke fleischige Nasen auf fleischliche Genußsucht (die 5. Karikatur). Adlernasen findet man bekanntlich oft bei energisch vorwärtsdrängenden, kühnen Menschen. Ist die Adlernase allzu schmalrüdig und endet unten in scharfem Eck, d. h. hat sie Ähnlichkeit mit einem Schlächterbeil, so schütze man sich rechtzeitig gegen kalte Grausamkeit und raubereite Habgucht. — Die Nasenspitze von Abb. 4 hat etwas Schwächliches und Schnüffelndes. Rameaus Nasenende ist fester und trockener, als man es meist bei Künstlern findet, sie zeigt viel Scharfsinn. In Goethes Nasenende liegt sensible Empfindungsgabe und edle Wolust; es ist nicht zu fleischig und nicht zu trocken. Man vergleiche, wieviel edler und lebendiger die Nasenflügel bei Goethe als bei Rameau angeordnet sind. Auch die Nasenlöcher sind bei Goethe vollkommen gebildet.

Kleine Nasenlöcher bei zarten Rüstern dagegen verraten Schwäche und daraus folgende Furchtsamkeit (die schöne Seele), geschlossene Nasenlöcher Bosheit, runde Dummheit, desgl. sehr schmale in dicken Nasen.

Bei Beurteilung der Stirne ist vor allem darauf zu achten, ob sie stärker in der unteren Hälfte ausgebildet ist, wo die Beobachtungsgabe und der praktische Verstand liegt, oder in der oberen, dem Sitz des abstrakten Denkens (philosophische, mathematische und organisatorische Begabung; analytische, vergleichende Kraft und Phantasie). Ist die Stirne in der unteren Hälfte gut, in der oberen jedoch nicht ausgebildet, so läßt dies eine leichte Auffassungsgabe ohne entsprechende gedankliche Verarbeitung erkennen. Der Betreffende lernt leicht, ohne je wissend zu werden; er macht Erfahrungen, ohne je weise zu werden. Ist dagegen die Stirne oben vorgewölbt, während die untere Hälfte geradlinig von den Augenbrauen aufsteigt, so ist der Betreffende schwer zugänglich für fremde Meinungen. Er lernt schwer. Aber was er angenommen hat, das verarbeitet er meist bis zu letz-

ter Klarheit. Er ist ein Wissender, ohne viel zu wissen. (Im Examen schneidet er bei den heutigen Verhältnissen schlechter ab als er verdient.) Bei Rameau war die obere Hälfte etwas stärker entwickelt als die untere: er war ein großer Theoretiker. Daß er Musiktheoretiker, bzw. daß er ein Musiker war, ist an der Auswölbung der Schläfe zu erkennen. Die zweite Grundfrage für die Beurteilung der Stirne ist, ob sie vorhängt, ob sie zurückflieht oder ob sie perpendikulär ist. Vorhängende Stirnen verraten Kindlichkeit, Unteife, Schwäche und Dummheit. Perpendikuläre findet man bei den Eigensinnigen, Harten und Unproduktiven. — Stark zurückfliehende deuten auf Schnelligkeit und Oberflächlichkeit, Flüchtigkeit und Gedan-



Abb. 9. „Physiognomische Übungen zur Prüfung des physiognomischen Genies“. Sechs Knabensilhouetten. Der erste Knabe ist verständig ohne Kraft, der zweite hat mehr Geschicklichkeit als Scharfsinn, der dritte ist das beste Herz, aber ununternehmend, der vierte ist der schläfrigste, der fünfte ist ein in allen Absichten trefflicher Junge, der sechste ist der schwächste.



Abb. 10. „Von der Harmonie der moralischen und körperlichen Schönheit“. „Man sage einem Kind: Unter diesen fünf ist ein leichtsinniger, süßer Ged! Ein stolzer Windbeutel! Ein Trunkener! Ein Geizhals! Ein geiler Bock! — Es wird schwerlich irren und diese Namen unecht verteilen.“

(Zeichnung von D. Chodowiecki, Stich von Joh. H. Lips.)

tenlosigkeit (die 1. Karikatur), oder Zähigkeit und Denkfähigkeit (der Choleriker).

Die Stirne soll — wie Goethes Stirne — leicht zurückgehen, soll im Profil zwei gleichlange Bogen haben, wovon der untere vortritt. Hinter solchen Stirnen liegt ein harmonischer, im Aufnehmen und im Verarbeiten hervorragender, Praxis und Theorie verbindender Geist. Zu beachten ist, daß Goethes Stirne beinahe edellos war; dies deutet immer auf einen weichen Charakter. Je mehr Ecken und scharfe Kanten, desto mehr Härten, Widerstände und Einsseitigkeiten. Auch ist wichtig, daß bei Goethe die höchste Vorwölbung in der Mitte lag; Schiller dagegen trug seitlich oben zwei Höcker. Dieser Unterschied symbolisiert den Hauptunterschied zwischen ihrem Schaffen: Goethes Dichtung ist synthetisch; Schiller mußte stets mit seinen analytischen (philosophischen) Neigungen kämpfen.

Die Stirne der Bürgerin zeigt eine typisch weibliche: bogige Form; sie läßt auf tüchtigen Hausverstand und auf einigen Eigensinn schließen. Die 2. Knabenfigur hat mehr Beobachtungsgabe als Denkvermögen und daher mehr Geschicklichkeit als Scharfsinn (untere Stirnhälfte stärker als die obere). Der vierte Knabe hat eine nichtsagende, leere Stirne; außerdem ist er eigeninnig. Dem sechsten fehlt vor allem die Beobachtungsgabe; er kann nicht aufnehmen. Die besten geistigen Anlagen besitzt der fünfte Knabe; seine Stirne hat den richtigen Winkel und ist in beiden Hälften gut angelegt. Der Sanguiniker besitzt eine leichte Auffassungsgabe; sein flüchtiges Temperament wird ihn nie zu andauerndem Lernen und zu tieferem Nachdenken kommen lassen.

Die eigentliche Kunst der Charakterbeurteilung besteht in der Zusammenfassung der einzelnen Eigenschaften zu einem treffenden Urteil. Den besten Anhaltspunkt hierfür bietet meist das Auge, dieser Spiegel der Seele. Im Blick von Abb. 4 liegt Schüchternheit, einige stille, weltabgewandte

Heiterkeit und Wohlwollen; ein sanfter, edler Mensch, der mehr für die Studierstube als für das praktische Leben taugt. Da er zwar keinen großen und tiefdringenden, aber einen hellen Verstand und Forschertrieb besitzt, wurde er Gelehrter. (Die Neugier seiner Nase wurde veredelt zur Wissbegierde.)

Die 1. Karikatur hat im Auge das Gedankenlose, Geistig-Blinde des Geden und das Lüsterne, Genußfrohe, Eitle. Aber auch das Ungefährliche — wenn man ihm nur nichts anvertraut. Sein Nachbar dagegen ist herausfordernd. Er ist nicht minder dumm; deshalb konnten seine Herrschucht (Nasenwurzel) und seine Eitelkeit (Wangenrundung) seine Willenskraft und seine Tatkraft misleiten; sie haben alles edlere Gefühl und alle natürliche Genußfähigkeit in ihm zerstört (die ruinierten Lippen).

An Rameaus Blick ist erkennbar, daß die Kraft dieses Kinns, das auch zu einem Unternehmer passen würde, daß der Scharfsinn dieser Stirne und dieser Nase geordnet sind unter die Freude, in sich selbst zu hören. Die in der Schläfenwölbung ausgedrückte musikalische Begabung wurde zum Zentrum dieses Menschen. Übrigens ist die Musikalität dieses Kopfes auch im Fluß des Profils zu erfüllen; es hat in der Grundform etwas wissenschaftlich Scharfes, aber die Konturen sind musikalisch abgetönt.

Mehr noch als in Rameaus ist in Goethes Auge ausgedrückt, daß die Lebenswurzel tiefer greift als bei den meisten Menschen. Hier handelt es sich nicht um die Vorherrschaft einer allzu menschlichen Eigenschaft, wie Schüchternheit, Geiz, Anmaßung, auch nicht um eine der edleren Eigenschaft wie Sanftmut (Abb. 7) und treue Güte (Abb. 8), hier wirkt eine überpersönliche Kraft. Durch diese überpersönliche Kraft werden auch die kleineren Charakterzüge veredelt. Bei Rameau ist es, wie Lavater es ausdrückt: die Aufmerksamkeit auf inneres Gefühl, bei Goethe ist es das zwecklose Schauen: die „göttliche“ Aufmerksamkeit auf die Umwelt.

Die Zirkusnummer. Von Hans Schoenfeld.

In dem großen Steinbruchbetrieb eines sächsischen Dorfes am auslaufenden Weithang des Erzgebirges tat seit Jahren ein großer Brauner Dienst. Er schleppte den kleinen Wagenzug schwerer Steinloris, die vom Hügel herabgerollt kamen, über die Straße zur Verladerrampe hinauf; tagaus, tagein sah man ihn hart in den Sielen liegen. Er arbeitete für zwei, aber es war kein gutes Auskommen mit ihm. Der riesige Kaltblüter besaß so ziemlich alle Untugenden eines verdorbenen Gauls. Immer gab es ein Lamento mit ihm. Die Betriebsleitung hätte ihn längst verkauft, wenn er nicht ein zweites Pferd ersetzt hätte.

Endlich schien in Franz Runze der rechte Mann für ihn gefunden. Er bot sich selber zur Betreuung des Braunen an. Da fand er eine Arbeit, die seinem zwerghaften, verbuckelten Körper nicht viel zumutete.

Fortan sah man Pferd und Kutscher als ein groteskes Paar frönen. Die stämmigen und zu derbem Spott stets aufgelegten Bossierer, Bohrer und Steinhauer hatten ihr Vergnügen an den zweien, zumal ihre Namen sie förmlich aufeinander wiesen. Runz, so hieß der Kaltblüter, und Runze gaben billigen Anlaß zu andauernden Witzeleien über neueste Kompagnons. Runze ließen die Sticheleien kalt, so empfindlich er sonst war. Runz legte nur die Ohren zurück, wenn ihn ein anderer als sein Kutscher und Stallwart anrief.

Am Abend kam das Schönste. Da ritten Roß und Reiter heim. Runz stand schon neben dem großen Stein auf halber Höhe der Rampe. Und Runze krabbelte von oben dem Braunen auf den Rücken, ließ die winzigen Beine an dem gewaltigen Pferdewanst herunterbaumeln und hockte mit einem galligen Lächeln der Zufriedenheit obenauf. Mochten die Gassenkinder noch so um ihn her johlen: er sah und hörte nichts. Im Stall rutschte er auf den baumelnden Stallbaum und von da zu Boden. Unten war er. Ehe er absaß, fraulte er Runz noch rasch und zärtlich hinter den Ohren.

So ging es ganz schön, bis der Krieg kam. Da mußte Runz mit einer schweren Batterie zur Front und Runze blieb zurück, da für bucklige Leute noch kein Bedarf war. Die Abschiedsszene der beiden hatte keine fremden Augenzeugen. Auch hätten die Kollegen ihrer Spottlust, wenn sie was von dem Auseinandergehen gesehen hätten, zu frönen keine Gelegenheit gehabt. Denn sie marschierten schon über'n Rhein als Pioniere und schwere Artilleristen. Für sie rückten die Steinbrecherfrauen im Bruch ein. Die hatten mit dem ganz verdatterten kleinen Runze ein Weib's-Erbarmen und redeten ihm gut zu: „A, Franz, wer wärd sich'n so ä Pferd so ze Goppe nähm'! Dem geht's ganz scheene bei de Artillerie,

da gannste Gift droff' nähm'. Ze fressen hat er, soviel er will — na und das bissel Ziehn von so ner Gnaßdroßke... Da hat er hier mit de Loris ganz anders dran gemußt.“

Aber Runze schüttelte nur den Kopf und machte eine matte Gebärde. Was verstanden denn die von eines Menschen einziger Freude und ihrem plötzlichen Ende?

Da half alles nichts. Runz ging Runzen nicht aus dem Kopf. Und langsam, unwiderstehlich wurde der Plan fertig, der die Wiedervereinigung des gewaltsam getrennten Paares zum Ziele hatte. Eines Sonnabends nach Lohnempfang meldete Runze dem Prokuristen so nebenbei: „Ich hör' nu ooch off. Hier is de Order. Ich mache ooch 'naus bei de Mersebadderie, wo der Braune steht.“

Das ganze Büro horchte hochauf und stieß und trat sich. „Was?“ sagte der Bruchmeister mit toderntem Gesicht — „was, Sie wollen zur Front? Nu wird's aber Tag!“

„Warum denn niche?“ fragte Runze empfindlich zurück und sah den Vorgesetzten feindlich an. „Se ham geschriewen, der Braune wär' ä Mistviech und se gämen eesach nich mit'm zurechte und wenn ich mer'sch zutraute, da sollt'ch nur gommen. Und da geh'ch äben. Das bissel Golonnensfahn oder Hüo hinterm Merse wärd'ch wohl noch schaffen.“

Tatsächlich hatte der Batteriechef Runze auf eigene Faust angefordert, wenn dieser Ansprüche bei etwaiger Kriegsbeschädigung nicht stelle. „Aber,“ so schrieb er an die Firma, „ehe ich solch ein unerfährliches Pferd durch Schläge und ständige Reibereien verliere, wage ich es lieber mit einem an sich kriegsunbrauchbaren Zivilfahrer, da nach Aussage von Stolle und Winkler, die ja beide aus Ihrem Betriebe stammen, Runz nur diesem gehorcht.“

Und so kam Runze um des großen Braunen willen an die Front und mit seinem Höcker in den feldgrauen Rock. Er wird wohl der einzige Bucklige an der Front geblieben sein und erregte allerorten auf seinem Kutschbock, wo er wie eine Krabbe zusammengekauert hockte und Runz mit dem Handpferd des hinteren Gespanns lenkte, nicht geringe Heiterkeit und Verwunderung.

Seit dem Augenblick, wo Runz seinen Fahrer als den äußerlich wohl 'entstellten', aber sonst richtigen Kompagnon beschneubend festgestellt und seine Freude durch Hochziehen der Rüster, Bücken der Zähne und Fußscharren kundgetan hatte, war er das frömmste, zuverlässigste und weitaus beste Pferd der schweren Batterie. Wo immer der Munitionswagen mit dem gewaltigen Neunzehnzentner-Gaul und dem Fahrer auf dem Bock auftauchte, gab es ein Hallo am Wege. Nicht selten hielten hohe Offiziere die ganze Kolonne nur

Kunz' und Kunzes wegen an, um festzustellen, wie denn diese Verbindung unsoldatischer Gegensätze zueinander und überhaupt an die Front komme.

Kunzes Abneigung gegen Soldaten- und Kriegshandwerk erfuhr nicht nur aus Gründen des militärischen Umgangs mit Vorgesetzten und seinesgleichen, sondern aus dem Fronterleben und dem Dienstbetrieb selbst eine Wandlung, die den kleinen galligen Menschen zunächst völlig verwirrte.

Hier draußen hatte jeder gleichen Anteil und gleichen Anspruch. Es tat dem höckrigen Fahrer über die Mäßen gut, sein würdevoll zurückgehaltenes Wesen von den Vorgesetzten bald respektiert zu sehen. Er wurde für voll genommen, was er stets so sehr gewünscht hatte. Die Offiziere behandelten ihn sogar mit ausgesuchter Achtung. Sie lobten ihn als vorzüglichen Pferdepfleger und Untergebenen von völliger Zuverlässigkeit und großem Dienstfeifer. Die Kameraden sagten wohl: „Du Dienstkrüppel! Willst dich doch bloß bei'n Offizieren ankrähen,“ aber sie meinten es nicht so und gaben ihm von der rührenden, fast besorgten Gutmütigkeit des kraftvollen, im Gebrauch aller Glieder stehenden Menschen gegenüber einem weniger begünstigten Kameraden mancherlei Beweise, die ihn mit einem heißen, doch streng verhehlten Dankgefühl erfüllten. Und nun erst fühlte er sich ganz als Soldat, bekam soldatische Passion und Ehrgeiz. Es wartete wohl keiner begieriger auf den abendlichen Heeresbericht; keiner hörte ihn aufmerksamer an und machte sich mehr Gedanken darüber als der kleine dünnbeinige Mensch im hinteren Gliede des linken Flügels. Und als sein höchster Wunsch Erfüllung fand, einmal ganz vor in Stellung zu gehen und da ein richtiges Bild vom Grabenbetrieb zu bekommen, gab es nichts, was Kunze hätte aus der Batterie bringen können, als der ehrliche Soldatentod... aber nicht ohne Kunz.

Pferde, viele Pferde fielen aus. Denn die Anforderungen an die Kaltblüter, die schwere Bepannung der Mörser überstiegen die Kräfte auch der fronttharten Tiere. Nur Kunz hielt aus. Die Futterrationen mußten vom dritten Kriegsjahre an ständig herabgesetzt werden — der große Braune tat allerorten mit, als vermöge nichts an seinen Riesenträften zu zehren und zu rütteln. Die Kameraden sagten: „Weil Kunze ihm von seinem Brot und Futter zußt. Der lebt ja von der Luft, der Glee.“ Das bißchen Brot spielt bei solch mächtigem Leib wohl kaum eine Rolle. Aber Kunze war da und das genügte Kunz. Der kleine Feldgrau holte aus dem „Schwermüher“ (wie Soldatenmund die phlegmatischen Kaltblüter getauft hat) bei Gelegenheiten, wo es galt, Erstaunliches heraus.

Berühmt in der ganzen Batterie war die Rettung des Mörsers „Selma“ durch Kunz und Kunze. Beim Einbruch der Franzosen während der Damenweg-Offensive zu Ende Oktober 1917 gerieten bei Allemant im sumpfigen Puion-Wald die schweren Geschütze in äußerste Bedrängnis. Bei der Mörserbatterie wollte die „Selma“ durchaus nicht vom Fleck. Eile war geboten, der Feind war schon bis Chevregny an der einzigen Rückzugsstraße vorgeedrungen. Und doch wollte der Batteriechef nichts unversucht lassen, den kostbaren Einundzwanziger mitzunehmen, schon um den Welschen um den Triumph zu bringen, eines dieser gefürchteten bêtes allemandes erbeutet zu haben.

Da erbot sich Kunze, mit seinem Braunen allein das Ungetüm herauszuziehen. Man spannte Kunz vor. Der Kleine redete mit gellenden Lauten auf seinen Gefährten ein. Diese ungewohnte Sprache überzeugte den Wallach so nachdrücklich von der außerordentlichen Lage, daß er hergab, was in Sehnen und Knochen staft. Die Kanoniere und Fahrer wissen noch heute den Anblick lebhaft zu schildern, den das fast auf den Knien der Vorderhände liegende, weit in den Hinterhänden ausgestreckte Riesentier bot. Nein, so etwas gibt's nicht wieder. Und Kunz schaffte es. Als der Mörser erst einmal aus dem Größten seiner versackten Bepannung heraus war, spannte man andere Gäule vor. Seitab stand Kunz, an allen Gliedern zitternd, mit schlagenden Flanken und weitoffenem Maule und zu ihm emporgeredet Kunze, aufs höchste erregt und überstolz seinen braven Braunen streichelnd und halblaut mit ihm redend.

Dafür bekam er das Eiserne Kreuz. Mit verschämtem Vächeln meinte er: „Gehtlich geheert's dem da. 's paßt ooch besser off den seinen Bauch als off meine Hiehrnerbrust.“

Die Batterie wurde mit der zunehmenden Schärfe der Kriegshandlung an allen Fronten und während der gewaltigen Schläge verzweifelt zusammengeraffter, letzter deutscher

Kraft in den großen Schlachten in Frankreich vom Frühling 1918 an hin und her geworfen, daß Mensch und Tier kaum noch zur Besinnung kamen. Dreimal hatte der Batteriechef gewechselt. Immer mehr fremde Gesichter und abgekämpfte arme Klepper ersetzten den alten Stamm an Pferd und Fahrer. Nur Kunz und Kunze blieben als eiserner Bestand. Die Offiziere nannten sie mit herbem Spott: „Die ultima ratio,“ die letzte Hoffnung der Batterie. Dies Paar war nicht totzukriegen und stellte bei Montdidier im Sommer 1918 noch eine Spitzenleistung auf.

Tagtäglich mußte der im schwersten Abwehrfeuer stehenden Batterie Munition vorgebracht werden. Dagegen waren die Wege nach Länge und Beschaffenheit noch Anno 1917 eine Luxuspromenade gewesen. Die gefährlichste Ecke des Anmarschweges war der Ort Montdidier. Auf der Straßenecke am Kirchhof lag unheimliches Dauerfeuer. Wer durch diesen Sperrgürtel einmal hindurch kam, war schon ein Glückspilz. Ein Munitionswagen ging mindestens bei einer Fahrt drauf. Kunze fuhr — es mag am 17. Juli gewesen sein — mit einem Beifahrer als zweiter Wagen. Den haschte es am Kirchhof. Man kann den blühartigen Vorgang in Worten kaum schildern. Als der Gefreite zu sich kam und sich ächzend aufrappelte, sah er den Karren mit dem regungslos stehenden Kunz. Alles andere lag: das Handpferd, das Vordergespann, der Mitfahrer. Den Bod hatte es fortgerissen. Wie durch ein Wunder waren nur Kunz und Kunze mit der Munition davongekommen.

Was tat der Bucklige? Er strängte das Vordergespann ab. Er kletterte, Gott weiß wie, auf seinen Braunen, denn die Sitzgelegenheit war futsch. Und er ritt unter dem rasenden Sperrfeuer, den schweren Wagen hinter sich, frontwärts und brachte die kostbare Ladung zur Batterie. Da war freilich Roß und Reiter fertig. Denn Kunz hatte beiläufig dreißig Zentner ohne die Rückenlast, nur einseitig an der Mitteldeichsel gespannt, bewältigt.

Seitdem hießen Kunz und Kunze „Die Zirkusnummer“, von wegen des Bildes, das man gesehen haben muß: Kunze als Jodei auf dem Trabrennen von Montdidier. Diese Bezeichnung blieb dem Paar bis zum großen Abbrücken heimwärts. Dies und das Eiserne Kreuz erster Klasse.

Eines Tages kehrten Roß und Reiter in das Steinbrecherdorf am Hange des Erzgebirges zurück. Ein müdes Paar, für das die Zeit des Ausruhens ein langsamer, unaufhaltsamer Niedergang des Körpers und der Seele war (denn man hätte Kunz nur die Seele abstreifen sollen, dann hätte man von Kunzen kurz und bündig Bescheid gekriegt!).

Und einmal kam der Tag, wo Kunze die müden Glieder und das kaputte Herz den Dienst versagten. Er blieb bettlägerig und Kunz mußte man wohl oder übel das Gnadenbrot geben, da er wieder böseartig wie in seiner ärgsten Zeit wurde, bevor Kunze ihn übernahm. Der bat flehentlich für sein Tier und bot der Firma an, er wolle das Futter zahlen. Das wies man zurück. Die Konjunktur in Steinen war glänzend. Es langte auch für ein überständiges Pferd. Und Kunze war es schon zufrieden, seinen Kriegsinvaliden noch selber füttern zu können.

Das mag ein knappes Jahr so gegangen sein. Dann kam die Nacht, wo ein derartiger Lärm im Stall entstand, daß die drüberwohnenden Rutscher scheltend aufstehen mußten. Sie sahen nach: Natürlich der verteuflte alte Kracken! Kunz zeigte ein aufgeregtes Wesen, keilte wild um sich, wieserte laut, kopfschüttelte, riß am Halfter, aber ließ niemand in seine Box. Die Rutscher wußten sich, da auch eine Tracht Prügel nicht half, keinen andern Rat, als zu Kunzen zu laufen. Er wohnte bei einer armen, alten Frau, die ihn redlich versorgte. Mit dieser ging man in die Schlafkammer des Nichtorganisierten. Da lag Kunze mit gläsernen Augen, die weit fort schauten. Stocksteif.

„Er muß doch immer seinen Stiefel für sich haben,“ schalteten sie im Dorf, als die Beerdigung stattfand. Und doch konnten sie bei aller Spottlust über diesen Leichenzug eine unzeitgemäße Rührung nicht unterdrücken. Nach dem letzten Willen des Ritters beider Eisernen Kreuze zog Kunz ganz allein den schwankenden Leichenzug mit der winzigen Bürde. Das magere, alte Tier tat seinem Gefährten diesen letzten Liebesdienst mit einer Würde und Willigkeit, die den Spöttern den Mund verschloß.

Nach dieser letzten Fahrt ging es mit Kunz rasch bergab. Er fraß kaum noch und stand, ein Bild des Jammers, in seiner Box. Nicht lang nach Kunzes Ableben verscharrte man seinen Gefährten und besten Freund.



Rede dir zu! Streng! Schone dich nicht!
Aber wenn andere dich befehlen,

Angerecht, daß dir das Herz fast bricht,
Darfst du auch liebeich mit dir reden! f. s.



Das Damenzimmer.

Prof. Emil Fahrenkamp, Lehrer an der Düsseldorfer Kunstakademie, hat bei seinem hier wiedergegebenen Damenzimmer nicht an den Arbeitsraum der berufstätigen Frau gedacht. Er wollte einen Wohnraum für die Hausfrau schaffen, in dem der heimkehrende Mann das Behagen einer zweisamen Plauderstunde genießen darf und in dem die Gefelligkeit gepflegt werden soll. Im scharfen Gegensatz zu dem, was hier kürzlich über das Taut-Haus berichtet wurde, läßt Fahrenkamp den schönen Kleingkeiten ihr Recht, schafft Nischen für edles Porzellan, Gläser für Bildschmuck, Borde für Bücher. Sein Schreibtisch ist nicht der Arbeitsplatz der Hastenden, sondern der Ruhepunkt für die Dame, die den Brief noch wie ein Kunstwerk pflegt. Trotzdem sind seine Möbel nicht kleinlich, sie stehen fest im Raum, sind nicht nur Zier-, sondern auch Gebrauchsstücke. — Die Leistungen Fahrenkamps auf dem Gebiete der Innen-Architektur haben seinem Namen Klang verschafft, zur Zeit hat ihm der Norddeutsche Lloyd die Ausstattung der Gesellschaftsräume zweier neuer Schiffe übertragen. —



Damenzimmer. Entwurf von Prof. Emil Fahrenkamp, Düsseldorf.

Glauben.

Gespräche mit einem Kind.

„Mutter, Liesel hat gesagt, es gäbe kein Christkind.“ Wenn ich eine heilige Wahrhaftigkeit von meinem Kind erwarte, so muß ich selbst in allen Dingen heilig wahr sein. Selbst die Höflichkeitsphrasen und Gesellschaftslüge hat keinen Bestand vor feinen Kinderohren. Ich muß also antworten: „Nein, ein Christkind mit Flügeln und einem süßen Gesicht, mit milden Händen und rosig schwebenden Füßen, so wie du es bis heute geglaubt hast, gibt es nicht. Liesel hat recht.“

Wäre das „Wahrheit“? — Ich nehme mein Kind still auf den Schoß, lege meinen Arm um seine Schultern, und so suchen wir zwei miteinander die ewige, die heilige Wahrheit, die hoch über aller irdischen „Richtigkeit“ Gott zu Füßen sitzt. „Sieh, mein Kind, wir Menschen wissen von den Dingen im Himmel und auf Erden bis heute nur einen kleinen Teil. Auch wir Großen wissen längst nicht alles, und ich kann dir nicht bestimmt sagen, wie das Christkind in Wahrheit aussehen mag, das uns Weihnachten immer so übergücklich macht, denn ich sah es noch nie mit Augen. Aber ich weiß, daß Gottes Liebe jeden heiligen Abend leuchtender und fühlbarer um mich ist als an anderen Tagen, und diese göttliche, leuchtende Liebe nennen wir zu Weihnachten „Christkind“. Sie gibt mir ins Herz, was ich euch schenken muß, um euch am glücklichsten zu

machen. Wäre die Liebe nicht bei mir im Zimmer, so wüßte ich nicht den Baum so recht zu eurer Herzensfreude zu schmücken. Kleineren Kindern erzählt man das alles, wie man ein Märchen erzählt, mit Gold und Glitter und Flügeln, so verstehen sie es besser — du aber weißt nun, daß es ein Christkind gibt, wunderbarer und feiner als das, was Liesel dir heute fortnahm. — Sieh, mit den Engeln ist es geradeso! Sie schweben wie gute Liebesgedanken um dich und halten ihre Hände unter deine Füße. Niemand sieht sie, und wer nur seinen Menschenaugen traut, die doch, ach, so gar kurzichtig sind, der mag wohl zweifeln, daß er je von Engeln behütet wurde.“ — „So gibt es vielleicht auch Elfen und Feen, Nixen und Zwerge, meinst du?“ Die Kinderaugen sind auf mich gerichtet in stummem, feuchtem Drängen. Wer vermöchte es, über solchen Glanz eine Staubwolke von Nüchternheit aufzuwirbeln? Und wer wagte es auch, hier Entscheidungen zu fällen, die weit über das Reich unseres Verstandes hinausweisen? Sind die

Gottbegnadeten, die Kinder und die Dichter, der tiefsten Wahrheit nicht auch hier näher als wir, die wir erst unter der Lupe sezieren, was wir zwischen Himmel und Erde für wahr halten? So antworte ich denn in Demut und Herzensruhe: „Ich weiß es nicht, Kind, ob sie so schweben oder einhergehen, heimlich hinter den Waldbäumen oder unter den Wurzeln am Wasser, ob sie solch zarte Libellenflügel haben und solche große Menschen scheu, wie die in deinem Märchenbuch. Aber das weiß ich, daß mich abends im Wald, frühmorgens auf tauiger Wiese oder zu Mittag im Gebüsch oft etwas umgab oder anrührte, was ich weder mit Augen erspähen, noch mit Händen greifen konnte.“

„Gibt es Menschen, die nicht an Gott glauben?“ Und aus der spontanen Frage klingen eigene erste Zweifel, die ich wohl höre. — Wir sitzen am Abhang des Tannenwaldes, und die Sonnenkringel spielen auf einem Ameisenhügel. Wir betrachten das geschäftige Leben der braunen Gesellen. „Ob sie uns wohl auch sehen können, Mutter, und was sie sich wohl über uns denken?“ — „Nein, ich glaube nicht, daß sie uns richtig erkennen können, wir sind zu groß und gewaltig über ihnen, und sie sehen nur um sich herum und nach unten, auch denken sie nicht so wie wir mit logischen Gedanken, sondern sie haben, glaube ich, eine viel einfachere Denkweise. — Ja, es gibt Menschen, die nicht an Gott glauben. Sie sind wie diese Ameisen in ihrem Bereich geschäftig und glauben, es sei das Weltall. Gott steht groß und gewaltig über uns wie du da über den Ameisen, aber wir haben keine Möglichkeit, den Blick über unsere Menschengrenze zu erheben. Wenn du nun hier nahe am Hausen einen Baum pflanzen wolltest, so daß dir ein Teil der schönen Ameisenanlage



Damenschreibtisch. Entwurf von Prof. Emil Fahrenkamp, Düsseldorf.

im Wege wäre für deinen Plan und du sie mit dem Spaten fort-schöbest, so würden die Tiere über das „blind waltende“ Schicksal jammern wie die Menschen über eine Katastrophe auf Erden. Wir können Gott, seine Gedanken und Pläne, so wenig „übersehen“ wie dich die Ameisen, aber du begreifst, daß es dumm und ein-gebildet wäre, nun zu rufen: „Es gibt keinen Gott, unsere Erde ist das Weltall!“ — Es ist alles noch viel gewisser zwischen uns und Gott, als zwischen dir und den Ameisen zu deinen Füßen. Du weißt nichts von den Tierchen, du beugst dich herab und siehst das Gewimmel. Gott aber weiß von uns in seinem allumfassenden Geist, auch du spürst in deinem Herzen, daß er dich kennt. Kleine Kinder denken sich wohl einen väterlichen Mann dort oben im Himmel, der sitzt und horcht, ob sie brav sind. Sie verstehen Gott so am besten, und man muß sie nicht stören. Du weißt, daß der Himmel dort oben kein blaues Dach ist, über dem der liebe Gott sein goldenes Haus hat. Vernünftige Menschen, die das frampfhaft für wahr halten, sind wie Ameisen, die sich Gott wiederum vielleicht als besonders wohlge-staltete Ameise vorstellen müßten. Gott ist unerforschlich vor unserm Menschenverstand, er steht groß und herrlich über der Welt. Man fühlt sein nahes Wirken auf Schritt und Tritt und man muß an ihn glauben, wie der Blinde an die Sonne glauben muß, die ihn warm bescheint.“



Anni W.

Die Schürze.

Die Schürze, augenblicklich das Stiefkind der Mode, verdiente es, wieder zu Ehren zu gelangen. Besonders wenn sie in so hübscher Gestalt auftritt, wie die Bilder dieser Seite es veranschaulichen. Indanthrenbedruckt, in Mustern, die Künstlerhand entworfen hat, und in Schnitt und Form vollkommen zeitlos! Die Schürzen sind geeignet, manches Kleid zu überdauern, Kleider, die wir uns infolge unserer bisherigen Abneigung gegen Schürzen oft genug „bei Beginn ihrer Laufbahn“ schon gründlich verdorben haben. In unserer so auf Zweckmäßigkeit eingestellten Zeit ist es eigentlich verwunderlich, daß die Schürze nicht wieder modern wird. Es heißt immer, daß wir uns jetzt trotz allgemeiner Verarmung sehr viel kostbarer kleiden als früher und daß, wo früher ein seidenes Kleid ein Ereignis war, es heute erst ein halbes Duzend tut; das Bestreben, uns diese Pracht nun auch sorgfältig zu erhalten, ist jedoch scheinbar nicht vorhanden. Man „schämt“ sich, eine Schürze umzuhaben, während dies früher geradezu als Zeichen fraulicher oder haustöchterlicher Würde galt. Seitdem sich jedoch das Kunstge-werbe so liebevoll der arg vernach-lässigten Schürze angenommen hat, ist begründete Aussicht vor-handen, daß sie nicht lange mehr als Weichen im verborgenen blühen muß, sondern eines Tages ihren Ehrenplatz unter den weiblichen Kleidungsstücken wieder einnehmen wird. G. L.



Links: Echtfarbige, handgedruckte Damenschürze in elfenbein mit rotem oder blauem Muster. Erzeugnis der Deutschen Edelkultur G. m. b. H., Leipzig. Rechts: Druck schürze in orange mit weiß. Aus dem Wallach-Haus München. Oben: Zwei handgedruckte Indanthrenschürzen in schwarz mit weißem Muster und in hellrandfarben mit grünen Blumenmotiven. Erzeugnisse der Deutschen Edelkultur G. m. b. H., Leipzig. Sämtliche Aufnahmen: H. E. Kiesel, Berlin.

Für den Gartenbesitzer.

Wink für den Februar.

Die Schwarzwurzel braucht lockeren, sehr tief bearbeiteten, aber nicht frisch gedüngten Boden. Die Aussaat geschieht in den ersten Märztagen, die einzelnen Körner auf 1 bis 2 cm Abstand in Reihen von 20 cm Abstand; die Samen müssen genügend mit Erde bedeckt sein. Im Sommer werden die Beete einige Male behackt und dauernd untraufrei gehalten. In zu flach gegrabenen Boden oder in solchem, der Düngerreste enthält, werden die Wurzeln nicht glatt, überhaupt minderwertig. Die Blüten schneidet man nicht ab, da die Wurzeln der blühenden Pflanzen brauchbar bleiben. Im Herbst, Oktober, hebt man die sehr zerbrechlichen Wurzeln mit dem Spaten vorsichtig aus der Erde und schlägt sie in leuchtendem Sand ein oder, was besser ist, man läßt sie in der Erde und holt nur im Bedarfsfalle davon, da der Geschmack sich in der Erde am besten erhält. In diesem Falle müssen die Schwarzwurzeln im November mit Laub zugebedt werden.

Wer Freude daran hat, einfache Dahlien selbst heranzuziehen, kann dies leicht aus Samen tun. Ende Februar wird er in ein Mistbeet oder in Töpfe gesät und, sobald die Pflänzchen groß genug sind, einzeln in Töpfe verpflanzt und im Mai ins Land gesetzt. Dahlien können sogar Anfang Mai noch ins Land gesät werden und blühen dann meist noch im August. Im Herbst werden sie herausgenommen, die kleinen Knollen, die sich gebildet haben, werden im Winter kühl und trocken aufbewahrt.

Wenn die Haselnußsträucher nicht mehr gut tragen und viel altes, unfruchtbares Holz haben, werden sie jetzt ganz zurückgeschnitten; sie

treiben dann von neuem. Zugleich werden sie mit Kainit und Thomasmehl gedüngt.

Bevor man Samen bestellt, überzeuge man sich durch eine gute Wettervorhersage, was für ein Sommer zu erwarten ist. Soll dieser naß und kalt werden, nehme man etwas weniger Gurken, pflanze auch weniger Tomaten, dafür wird etwas mehr Kraut, Kohlrabi usw. genommen. Soll der Sommer heiß werden, wird es umgekehrt gemacht.

Wenn Fuchsien und Pelargonien jetzt gelbe Triebe bekommen müssen diese Triebe abgeschnitten und die Pflanzen an ein Fenster hell gestellt werden. Gelbe Triebe schwächen die Pflanzen.

Von Mitte Februar an muß man die Kamelien reichlich gießen aber noch kühl halten; Amaryllis darf nicht eher gegossen werden, als ihre Knospe sich zeigt, es gibt sonst meistens keine Blüten. Im Zimmer stehende Zinerarien müssen sehr luftig gehalten werden, sonst bekommen sie Blattläuse.

Wenn sich während des Winters an den Zimmerpflanzen Schild- und Blattläuse, rote Spinnen und Thrips eingestellt haben, werden sie mit Tabaklauge oder Quassialauge bekämpft. Bei größeren Blattpflanzen werden die Blätter mit lauwarmem Wasser abgewaschen.

In warmen Tagen werden Karotten, Möhren, Petersilie, Schwarzwurzeln, Melde und Neuseeländer Spinat gesät.

Karotten sät man am besten am besten zwei Sorten gemischt, eine frühe und eine spätere, z. B. die Duwider und halblange Mantaise; man kann auf diese Weise lange Zeit ernten, allerdings muß der Boden sehr gut sein. Martha Volkmann.

1. Rässelsprung.

	er	te	hin	mei			te	kraft	sich	zu			
	mir	aus	nen	wer	lehr	er	gen	te	er	mei	hin	glück	
das	ins	mü	zu	schwin	fleiß	te	sand	ne	ben	mir	jahr	aus	aus
de	nen	glück	broch	glück	ben	sie	müh	rin	ich	lein	das	herz	ein
haus	ge	heim	gen	kühn	nen	ich	sand	scher	bracht	ich	jahr	häuf	er
mut	ich	mei	mit	und	mein	ge	legt	gen	haus	ein	tes	sandt	hin
te	und	braus	te	fun	in	doch	das	es	ge	herz	da	folg	tran
	hin	sand	sturm	ward	glück	den	schla	zu	war	nach	mein	aus	
		aus	trog	ein	ge	zu	gen	tes	so	llt			
			sun	das	er	zwei	an	er					
			sonn	den	ja	mir							
				glück	der								

2. Silbenrätsel.

Aus den 60 Silben al — an — bau — be — berg — da — dau — de — de — det — dot — ei — el — en — gar — han — i — i — i — im — ir — is — ka — land — li — mal — men — mer — mi — mie — mis — mo — mon — nau — ne — nen — nit — pa — pi — ra — ran — sa — se — see — sei — sol — ta — tan — taph — te — ten — tra — tu — u — ve — ving — war — zi — sind 23 Wörter von folgender Bedeutung zu bilden: 1. französischer Schriftsteller, 2. Novelle von Storm, 3. Wirtschaftsgerät, 4. Gartenblume, 5. asiatisches Gebirge, 6. Alpenpflanze, 7. Gewebe, 8. Teegerät, 9. amerikanischer Dichter, 10. Zweig

der Landwirtschaft, 11. künstliches Düngemittel, 12. deutscher Strom, 13. Stadt in Persien, 14. Schlachtort aus dem Weltkrieg, 15. Person aus einer Wagner-Oper, 16. afrikanische Fürstin, 17. Schlachtort in Böhmen, 18. Person aus der „Bürgschaft“, 19. europäisches Land, 20. Grabchrift, 21. Gesichtszug, 22. Rosenname aus „Wilhelm Tell“, 23. Person aus einem Bühnenwerk Schillers. Die ersten und die letzten Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ergeben einen Satz aus dem Lateinischen.

3. Rässelsrätsel.

Knurrhahn, Widerhall, Overbeck, Holzdieb, Entsagung, Dichter, M.

fred, Weiher, Witwe, Nieder, Gaslicht, Rebendach, Wanderer, Berta, Begleitung, Richter, Persien, Jerome, Oberin, Kleinmut, Weißen. Je drei aufeinanderfolgende Buchstaben, aus dem letzten Wort jedoch nur zwei, sind zu entnehmen, so daß sie ein Faust-Zitat ergeben.

4. Teil und Ganzes.

Ein Wanderer ist das Wort und weiß das Ziel. Und weiß den Weg hin durch Unendlichkeiten. Dasselbe Wort läßt Bubi dort im Spiel. Durch seine zarten Kinderhände gleiten. Dr. M.

5. Zwei Namen.

Von vorn: Vorname spanischer Damen, Von hinten: Figur in Schillers Dramen. A.

Auflösungen der Rätsel siehe nächste Nummer.

Auflösungen der Rätsel von Nr. 19.

1. Kreuzwörterrätsel: Wagerecht: 5. Sindenburg, 7. Tafel, 8. Sturm, 10. Sast, 11. Gral, 12. Roon, 14. Annam, 16. Delhi, 17. Illo, 19. Urne, 20. Ebers, 22. Koran, 24. Prag, 26. Erde, 28. Men, 29. Götter, 30. Tiger, 31. Rubinstein. — Senkrecht: 1. Bist, 2. Adler, 3. Bfen, 4. Krug, 5. Hafen, 6. Groll, 7. Fannenberg, 9. Machthaber, 13. Ddin, 15. Maus, 16. Dod, 18. Leda, 21. Endor, 23. Rajen, 24. Panit, 25. Gatte, 27. Etui, 28. Agio. — 2. Silbenrätsel: 1. Walter, 2. Ariadne, 3. Serenade, 4. Demut, 5. Aste, 6. Erich, 7. Anster, 8. Norden, 9. Novize, 10. Eider, 11. Rothirsch, 12. Eleonore, 13. Heife, 14. Tiefland, 15. Ange, 16. Marne, 17. Mandarinen, 18. Eisen, 19. Simson, 20. Polen, 21. Rubens, 22. Pfand, 23. Chile, 24. Dammus, 25. Darius, 26. Anahoret, 27. Santiago.

Was die innere Stimme spricht, Das täuscht die hoffende Seele nicht. — 3. Versteckrätsel: Migräne; Dffingen; Theodor; Beresina; Gebra; Braunschweig; Viktoria; Erdbeere; Methode; Advent; Gesundheit; Ostende; Verblendung; Nicht; Regel; Folie; Altkau. — Gräfin Therese Brunsow, Beethovens unsterbliche Geliebte. — 4. Lieber Mann, Liebermann.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. — Übersetzungsrecht vorbehalten. Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: H. C. von Zobelitz in Berlin. Künstlerische Leitung: Siegf. Feil. — Briefe nur: An die Schriftleitung des Daheim in Berlin W. 50, Tauenzienstraße 7b, ohne Hinzufügung eines Namens. — Für die Rücksendung unverlangt eingesandter Beiträge steht die Schriftleitung des Daheim nur ein, wenn die für eingeschriebene Briefe erforderlichen deutschen Freimarken beigelegt sind. — Anzeigen: An Belhagen & Klafings Anzeigenverwaltung Abt. Daheim in Leipzig, Hospitalstraße 27. — Verlag der Daheim-Expedition (Belhagen & Klafing) in Leipzig. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.